

Deutsche Rundschau

*Herausgegeben
von Rudolf Pechel
unter Mitwirkung von
Paul Fechter*

Dezember 1941

Aus dem Inhalt: Pechel: Sokrates in Sowjetruß-
land / Dehn: Überwindung der Angst / Ahemm: Aus
tiefer Not / Riemer: Wolfgang Amadeus / Fechter:
Der aktuelle Leibniz / Kluge: Kurt Kluge und Elisabeth
Förster-Nietzsche / Taeger: Die Schneerose / Fechter:
Goethes Faust und Hauptmanns Iphigenie

Deutsche Rundschau

Herausgeg. von Rudolf Pechel unter Mitwirkung von Paul Fechter
Gegründet im Jahre 1874 - Preis je Heft 1.- RM.

Erscheint monatlich einmal am Monatsanfang. Jahresabonnement 12. - RM für 12 Hefte zuzügl. ortsüblicher Zustellgebühr bzw. Postüberweisungsbesen. Viertelsjähr. 3. - RM. Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder Postanstalt. Schriftleitung: Berlin-Grünwald, Hohenzollerndamm 59/60. Postfachkonto Berlin 59501. Verlag Deutsche Rundschau Dr. Rudolf Pechel, Berlin/Leipzig.

68. Jahrgang

Dezember 1941

INHALTSVERZEICHNIS

Rudolf Pechel: Sokrates in Sowjetrußland.	93
Lebendige Vergangenheit: Sokrates	99
Fritz Dehn: Überwindung der Angst.	102
Hildegard Ahem: Aus tiefer Not.	107
Otto Riemer: Wolfgang Amadeus	109
Paul Fechter: Der aktuelle Leibniz	113
Wolfgang Kluge: Kurt Kluge und Elisabeth Förster-Nietzsche	115
Rundschau	118
Dorothea Taeger: Die Schneerose. Erzählung	123
Paul Fechter: Goethes Faust und Hauptmanns Iphigenie	127
Literarische Rundschau	
Johannes Maaßen: Stilwende.	132
Rudolf Pechel: Krieg und Politik	134
Kleine Gaben	134
Jugendschriften	136

Sokrates in Sowjetrußland

„Sokrates, um es nur zu bekennen, steht mir so nahe, daß ich fast immer einen Kampf mit ihm kämpfe.“

Friedrich Nietzsche, Wissenschaft und Weisheit im Kampf.

„Sokrates galt mir für einen trefflichen weisen Mann, der wohl im Leben und Tod sich mit Christo vergleichen lasse.“

Goethe, Dichtung und Wahrheit.

Der Weise, den das Volk von Athen zwang, den Schierlingsbecher zu trinken, gehört zu den wenigen ganz großen Gestalten der Menschheitsgeschichte, zu denen Stellung zu nehmen immer wieder Männer von geistigem Rang sich gedrungen fühlen. In Zustimmung und Abwehr. Dabei kennzeichnet die Stellungnahme meist mehr den Stellungnehmenden als Sokrates, weil sie notwendigerweise Entscheidendes über den Sprecher aussagt und eine so restlose Demaskierung erzwingt, daß viele gründlich an ihm durchgefallen sind. Darüber hinaus kann man aus dem Studium, wie die Athener auf einen Menschen wie Sokrates reagierten, sichere Schlüsse über den Grad der Erkrankung ihres Staates ziehen, die — bei dem selbstverständlichen Qualitätsunterschied — auch wertvolle und zum Teil neue Maßstäbe zur Beurteilung eines so grauenhaft kranken Staates ergeben, wie Sowjetrußland es ist.

Das jüngste Zeugnis, das einem Bekenntnis zu Sokrates gleichkommt, steht in dem ausgezeichneten Buche „Die griechische Philosophie“ von Walther Kranz*, einem früheren Direktor der berühmten deutschen Pflegestätte klassischer Bildung Schulpforta. Es ist ein Buch von hoher Qualität, klug und kenntnisreich mit dem schönen Mut zur Stellungnahme und eröffnet zugleich den Zugang zur Philosophie überhaupt. Kranz ist dem Phänomen Sokrates mit viel Liebe und eindringendem Verständnis nachgegangen, und wir verdanken ihm eine feinsinnige Deutung des Mannes, dessen Einmaliges es ist, daß er einer der ganz wenigen Großen unter den Menschen war, die ihr Wesen und Denken allein im gesprochenen Wort und nicht im geschriebenen geäußert und dennoch eine die Jahrhunderte überdauernde Wirkung ausgeübt haben. Er war ganz und gar ein Eigener. Stets hat er nur die schlichte Wahrheit gesucht und sein ganzes Leben der Jugendberziehung und der Erforschung der Wahrheit gewidmet. War vor ihm die Philosophie das Streben nach Welterkenntnis, so führte er sie auf die Welt des Ich hin und stellte das ethische Problem in den Mittelpunkt seines Strebens. Er verfolgte bekanntlich die induktive Methode, d. h. die Methode, die vom Einzelnen zum Allgemeinen hinausleitet. Sokrates ging von den empirisch gegebenen Einzelfällen und Beispielen aus und durch Ausscheidung des Nebensächlichen, durch Herausheben des Kerns zur Sache selbst. Als erster suchte er auf dem Gebiet der ethischen Fähigkeiten begriffliche Bestimmungen des Allgemeinen. Die Frage, ob die Tugend lehrbar sei, bejahte er, aber lediglich in dem Sinne als Erweckung der besten Kräfte im Menschen. Erst Sokrates stellte die Methode des Philosophierens als echtes Problem hin, und seine Methode ist — und darauf beruht ein Hauptteil seiner Nachwirkung — die Methode aller echten Pädagogen

* Sammlung Dieterich, Band 88. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. NM 450.

geworden, die ihren Verus mißverstehen, solange sie nicht wissen, daß das Suchen noch wichtiger ist als das Finden und die Selbständigkeit des Denkens etwas Höheres als Abrihtung. Das Ziel seiner dialektischen Arbeit war die sittliche Ertüchtigung; auch der Dialektiker Sokrates, den man seiner Art halber aus Unwissenheit oder bösem Willen mit den Sophisten vermengen wollte, war nichts anderes als Erzieher. Für ihn war es eine Selbstverständlichkeit, daß das Wissen um das Gute automatisch das Tun des Guten auslösen müsse. Wer schlecht handelt, fügt sich selber den schwersten Schaden zu, nämlich den seelischen. Er wollte den Hochmut der Menschen brechen in ihren Vorurteilen, der Unklarheit der Begriffe und in eingebildetem Wissen. Mit der echten Bescheidenheit des wahrhaft wissenschaftlichen Menschen bekannte er, nichts zu wissen, und hierin liegt nach wie vor aller Weisheit Anfang. „Ich scheine wenigstens um das bißchen weiser zu sein (als andere), weil ich, was ich nicht weiß, auch nicht zu wissen glaube. Daß aber Unrecht tun und den Besseren ungehorsam sein, Gott oder Mensch, schlecht und häßlich ist, das weiß ich.“ Dieses Wissen wollte er nur seinem Daimonion verdanken, ein Rationalist im heute gebräuchlichen Sinne des Worts ist er nie gewesen. Denn er gehorchte nur der Stimme des eigenen Gewissens. Sein Streben und sein Arbeiten faßte er als Auftrag der Gottheit an ihn auf: das ist echte Religiosität.

Das Zweite, was Sokrates auszeichnet vor Vielen, ist die Tatsache, daß bei ihm Lehre und Leben völlig eins waren im Unterschied zu den Predigern einer Ethik, die gar nicht die Verpflichtung fühlen, den Inhalt ihrer Lehre auch vorzuleben, oder zu den Verbrechern, die eine ethische Lehre verkünden, um hinter den Falten solchen Überwurfs ihre Ruchlosigkeit zu verbergen. Auch seine Schüler verkannten manche Absonderlichkeiten und Einseitigkeiten des Meisters nicht: so seine Naturfremdheit und seine Beziehungslosigkeit zur Kunst, aber sie ließen sich dadurch nicht abbringen von den einmaligen Vorzügen des großen Mannes, seinem Mut und seinem Gottvertrauen, seinem Stolz, seiner Bescheidenheit und seiner Persönlichkeit, die Gestalt gewordene Philosophie war. Es blieb andern überlassen, sich in etwas in die Reihe der erbärmlichen Ankläger des Sokrates zu stellen, die als Dank des Vaterlandes dem großen Mitbürger den Tod brachten.

Die Stellungnahme bedeutender Geister zu Sokrates, von Platon, Xenophon, Aristoteles über Saint-Simon, der Sokrates für den größten Menschen hielt, der je auf Erden wandelte, bis zu den Denkern unserer Tage durch die Weltliteratur zu verfolgen, würde ein Buch erfordern, das eine Kulturhistorie der Menschheit und eine Entwicklungsgeschichte des menschlichen Gewissens sein würde. Xenophon gibt das getreueste Bild des Sokrates, nach Goethes Wort trägt der Sokrates des Platon eine Maske, die er selbst so wenig anerkannt haben würde wie die Maske, die ihm Aristophanes umgehängt habe. Wir beschränken uns hier auf die Stellungnahme einiger weniger großer Geister zum Prozeß gegen Sokrates, die am klarsten die Verschiedenheit des Standpunkts darlegt.

In seiner „Philosophie der Geschichte“ sagt Hegel: „In Sokrates ist es dann, daß zu Anfang des Peloponnesischen Krieges das Prinzip der Innerlichkeit, der absoluten Unabhängigkeit des Gedankens in sich zum freien Aussprechen gelangt ist. ... Sokrates ist als moralischer Lehrer berühmt; vielmehr aber ist er der Erfinder der Moral. Der moralische Mensch ist nicht der, welcher bloß das Rechte will und tut, nicht der unschuldige Mensch, sondern der, welcher das Bewußtsein seines Tuns hat.“ Nach Hegel hat Sokrates das Subjekt als entscheidend gegen Vaterland und Sitte gesetzt und sich damit zum Drakel im griechischen

Sinne gemacht. „Wenn Sokrates selbst zwar noch seine Pflichten als Bürger erfüllte, so war ihm doch nicht dieser bestehende Staat und dessen Religion, sondern die Gedankenwelt die wahre Heimat. . . Das Prinzip des Sokrates erweist sich als revolutionär gegen den athenischen Staat; denn das Eigentümliche dieses Staates ist, daß die Sitte die Form ist, worin er besteht, nämlich die Untrennbarkeit des Gedankens von dem wirklichen Leben.“ Sokrates bringe seine Freunde immer zum Bewußtsein, daß sie nicht wissen, was das Rechte sei. „Wenn er nun aber, weil er das Prinzip, das nunmehr herankommen muß, ausspricht, zum Tode verurteilt wird, so liegt darin ebensosehr die hohe Gerechtigkeit, daß das athenische Volk seinen absoluten Feind verurteilt, als auch das Hochtragische, daß die Athener erfahren mußten, daß das, was sie in Sokrates verdammen, bei ihnen schon feste Wurzel gefaßt hatte, daß sie also ebenso mitschuldig oder ebenso freizusprechen seien.“ Eine Deutung, die schon lange als unzutreffend erkannt ist.

Nietsches Urteile über Sokrates lauten, wie so häufig bei ihm, sehr verschieden. Er ist der bisher letzte erbitterte Ankläger des Sokrates, vielleicht weil er immer grade das bekämpfen mußte, von dem er in seinem Wesen verwandte Züge spürte. Er haßte Sokrates, weil jener das alte moralische Problem von Glauben und Wissen, also die Frage, ob in der Wertschätzung der Dinge der Instinkt mehr Autorität verdiene als die Vernünftigkeit, aufgeworfen habe, das schon lange vor dem Christentum die Geister geschieden habe. Wobei Nietzsche auf seiten des Instinkts gegen die Vernunft stand. Er wirft Sokrates, dessen Dialektik ihn natürlich fesselte, Falschheit vor, weil er sein Gewissen dahin gebracht hätte, sich mit einer Art Selbstüberlistung zufrieden zu geben, während er doch im Grunde das Irrationale im moralischen Urteil durchschaut hätte. Für ihn wurde Sokrates ein Musterbild des Verfallstypus. Er wirft sogar die Frage auf, ob nicht Sokrates in seiner Häßlichkeit ein typischer Verbrecher gewesen sei. Er beschuldigt Sokrates' angeblichen Kampf gegen die guten Manieren und scheut einen Satz nicht wie den: „Sokrates war der Hanswurst, der sich ernst nehmen machte.“ Er unterstellt freilich in der Form einer Frage, ob die berühmte Ironie des Sokrates ein Ausbruch von Revolte und von Pöbel-Resentiment gewesen sei, mit der er sich an den Vornehmen rächte. Er scheut nicht vor dem Witz zurück, daß „der boshafte Sokrates sich, scheint es, ironisch verheiratet habe“, eigens um gerade den Satz zu demonstrieren, daß ein verheirateter Philosoph in die Komödie gehöre. Für Nietzsche ist der Moralismus der griechischen Philosophen von Sokrates an pathologisch bedingt. „Sokrates war ein Mißverständnis; die ganze Besserungs-Moral, auch die christliche, war ein Mißverständnis. . . Sokrates wollte sterben: — nicht Athen, er gab sich den Giftbecher, er zwang Athen zum Giftbecher.“

Auch Jacob Burckhardt war kein Freund des Sokrates. Freilich aus ganz anderen Gründen wie Nietzsche, und aus seiner Stellungnahme ergibt sich wiederum die völlige Inkompatibilität der beiden Männer. „Das kulturgeschichtlich Wichtige ist nicht derjenige Grad objektiver Wahrheit, welche die griechischen Philosophen sollten oder könnten erreicht haben, sondern die Fähigkeit des Griechen zu jeder Wahrheit und das Dasein der Philosophie als Element des griechischen Lebens. Das Entscheidende und Merkwürdige an ihr ist die Erhebung einer freien, unabhängigen Menschenklasse mitten in der despotischen Polis.“ Burckhardt anerkennt Sokrates als Vorbild der Frömmigkeit, Selbstbeherrschung, Uneigennützigkeit und Charakterfestigkeit und als eine große Originalfigur und ganz freie Persönlichkeit. Er anerkennt seine Genialität, mit der er das Gottesbewußtsein, den Glauben an die Unsterblichkeit und Verantwortlichkeit als Tatsachen des Be-

wußtfeins nachgewiesen habe, so daß Wissen, Wollen und Glauben in einem Zusammenhang wie noch nie getreten seien. Aber Burckhardt behielt eine starke Reserve gegenüber Sokrates; der Aristokrat in ihm wehrte sich gegen die Art des Sokrates, der in seinem Athen mit allen Leuten auf Weg und Steg angebunden habe und durch seine Art die Feindschaft aller Individuen und Parteien, die ihm zuteil wurde, verständlich machte. Das Besserwissen eines andern ist auf die Länge schwer zu ertragen, besonders wenn man die Leute mit ewigen Gleichnissen langweilt und sich dabei noch der Ironie bedient, die niemand gut schmeckt, weil sie immer Anspruch auf Überlegenheit macht — und um so weniger, weil sich die anständigen Menschen wegen der erbärmlichen politischen Verhältnisse sozusagen in einem ewigen Belagerungszustand durch die schlechtesten Elemente befanden, wie in Sowjetrußland.

Aber Burckhardts Weisheit und Gerechtigkeit fanden den richtigen Standpunkt zur Beurteilung des ganzen Komplexes. Er ist völlig im Recht, wenn er zum Verständnis von Sokrates und seinem Schicksal die Gesamtsituation seiner Zeit heranzieht. Im I. Bande seiner „Griechischen Kulturgeschichte“ malt er ein anschauliches Bild des damaligen Zustandes. Wir geben im Folgenden einen gedrängten Auszug in engster Anlehnung an seine Ausführungen, weil nur aus diesen Voraussetzungen das Verhalten der Athener verständlich werden und man aus moralisierenden Erörterungen über Schuld oder Unschuld des Sokrates auf den Boden der Tatsachen zurückfinden kann. Die beiden Krebschäden der Polis im Niedergang waren das Demagogen- und Rhetortum und die Sykophanten mit dem selbstverständlichen „Gefolge von Klatichern, Auspochern und falschen Zeugen“. In die Staatsgeschäfte drängten sich die Menschen, deren alleinige Triebfeder die persönliche Bereicherung war. Das waren die unvermeidlichen Folgen der Überspannung des Begriffs der Polis, des Staates. Da dieser Begriff alles bedeutete und den Rang einer Religion erhalten hatte, fehlte dem Einzelnen der Polis gegenüber jede Sicherheit für Leben und Besitz, die Staatsknechtschaft war bis in die letzte Konsequenz durchgeführt. Die Fiktion des unbedingten Bürgertums war in einer Weise überspannt, daß die wirklich Fähigen und Begabten entweder schnell verbraucht wurden oder sich vom Staate abwandten. Das Ehrgefühl war getötet durch das Mißtrauen aller gegen alle — eine gefährliche Staatskrankheit, und um so unheilbarer, als man sie für ein Zeichen der Gesundheit hielt. Um jede Bedrohung der eigenen Macht auszu-schalten, war dem Demos auch das äußerste Mittel recht. „Bald kann dann freilich nur noch mit solchen weiter regiert werden“, und die Polis konnte die übelsten Helfershelfer zur Aufrechterhaltung ihrer unbegrenzten Macht nicht mehr entbehren.

Wenn aber irgend etwas beweist, daß die Staatsidee über das Vermögen der normalen Menschennatur weit hinaus geschraubt war, so ist es die staatliche Anerkennung des „öffentlichen Terrorismus“, der sozialen Pest der Sykophanten, des Denunziantentums. Wenn ein Staat so tief sinkt, solche Erscheinungen nicht nur zu sanktionieren, sondern sie sogar zu prämiieren, „so wird sich in allen Zeiten und Völkern das betreffende Personal finden und zu Gebote stellen“, da der Besitz jedes Staats und Volkes an Lumpen viel größer ist, als selbst eine pessimistische Auffassung der Menschennatur sich träumen läßt, und wenn auch die dreißig Tyrannen viele Sykophanten ausrotteten, so wucherte neues Geschmeiß nach mit der Stärke jedes Unkrauts. Nicht mehr der Staat, sondern die grade am Nuder befindliche größere oder kleinere Gruppe gibt den Ton an. Jede identifi-

ziert sich mit dem Staat nach dem alten Rezept aller Volksbetrüger, wie Burchardt des Näheren ausführt. Aus dieser Selbstgleichsetzung wird dann das Recht zur Vernichtung aller andern hergeleitet, nicht nur als Erfüllung einer nationalen, sondern einer religiösen Pflicht. Alle Strafen bekommen den Charakter der Rache für die Verletzung eines Heiligsten, und jeder Prozeß wird auf das politische Gebiet hinübergespielt, und „jedes Vergehen wurde hier, abgesehen von seinem sonstigen Belang, als Bedrohung des Staates, als Minderung seiner Sicherheit betrachtet“.

Gegen eine solche „Rechtspflege“ wagte niemand zu protestieren als der einzige Sokrates im Arginusen-Prozeß! Alle anständigen Bürger wurden unter die Aufsicht der Volkshese gestellt. Man liebte pathetische Strafen von außerordentlicher Schwere, hauptsächlich die Todesstrafe oder die Verbannung neben Geldbußen, die einer Enteignung gleichkamen, bis zur feierlichsten Verfluchung der Schuldigen und ihres ganzen Geschlechts, „wobei der im tiefsten Grunde laienhafte Staat sich kirchlich gebärdet, sobald er in Wut gerät“. Diese Strafen wurden zu Handlungen von religiöser Bedeutung erhoben von einem Staate, der im Grunde von letzter Ehrlosigkeit gegenüber seinen Bürgern war und den gemeinen Terrorismus der Sykophanten, die alle „sich das Ansehen des Patrioten“ gaben und für die „bestehenden Gesetze“ handelten, zum offiziellen Mittel staatlicher Rechtspflege machte. Denn die Herrschenden brauchten nach Burchardt um jeden Preis politische Triumphe über ihre Gegner. „Alle Willigkeit und Objektivität des Strafmaßes, alle Richtigkeit des Verhältnisses zwischen Vergehen und Strafe, als die ersten Forderungen, die wir an ein Strafrecht stellen, welches Prinzip demselben immer zugrunde liegen möge, wurden durch die Idee getrübt, welche sich die Polis von sich selber machte.“ Sykophant zu sein, wurde ein Beruf, wie es wiederum Aristophanes in der schneidendsten Weise verspottete, der in den „Vögeln“, in denen er Sokrates so ungerecht angriff, den Sykophanten sich rühmen läßt, daß er das Handwerk ererbt und erlernt habe, nicht arbeiten wolle, um sein Geschlecht nicht zu schänden. Auch im Athen des Sokrates gab es das Denunziantentum im engsten Kreis, wie in Sowjetrußland Kinder die Eltern, Eltern die eigenen Kinder der GPU. ausliefern. Der letzte Gipfel ist Sephanos, der Sykophant im eigenen Hause, der Zuhälter der eigenen Frau und Tochter, um dann die Opfer wegen unsittlicher Handlungen zu erpressen.

Wie Burchardt ausführt, hatten die Herrschenden jedes Gefühl für den üblen Duft verloren, der sich dank der Vordergrundstellung der schlechtesten Elemente auf den ganzen Staat gelegt hatte. Ein solcher Staat, der mit Gesetzen und Verordnungen regiert, die dem Interesse des Augenblicks dienen und sich auf die Länge in ihrer ganzen Dummheit offenbaren, reiße den Abgrund nur weiter auf, in den er stürzen muß. Der Rückschlag war unvermeidbar. Die vergewaltigte Menschennatur lehnte sich auf. „Der Mensch unserer Rasse wenigstens, sobald er aus der Barbarei auftaucht, verlangt neben dem Staatswesen und der Öffentlichkeit noch ein besonderes Dasein, ein ungestörtes Heim und einen unabhängigen Kreis von Gedanken und Gefühlen“, was in Sowjetrußland als todeswürdiges gegenrevolutionäres Verhalten gilt. Auf die Länge mußten die Menschen, die das Gefühl für eigene Würde noch nicht verloren hatten, zur versteckten oder offenen Staatsfeindschaft kommen. Manche halfen sich damit, das zur Institution gewordene Laster der Sykophanten ihrerseits zu benutzen, und es ist ein Witz der Geschichte, daß gerade Sokrates es war, der dem von Sykophanten verfolgten Kriton den erfolgreichen Rat gab, einen Gegensykophanten zu kaufen. Die anständigen Leute müssen also

den nützlichen Schurken an ihren Tisch nehmen und dem das Brot reichen, dessen Hand zu berühren sie eckelt. Und solche „Patrioten“ wurden geehrt ebenso wie die Mörder politisch unbequemer Persönlichkeiten, wobei nicht immer die Peinlichkeit vermieden wurde, daß solche „Retter des Staates“ später als gemeine Verbrecher entlarvt wurden.

In eine Situation von diesen äußeren und inneren Voraussetzungen traf nun das Wirken des Sokrates, und Jacob Burckhardt stellt zur Verdeutlichung der notwendigen Reaktion der Athener auf ein solches Wirken in solcher Zeit Sokrates in die Zeit, zu der Burckhardt schrieb. Noch deutlicher wird die unvermeidliche Reaktion, wenn man sich Sokrates im Lande der Sowjets vorstellt — man gewinnt dann Verständnis für die Athener. Wenn ein redlicher Mann wie Sokrates das Unglück hätte, in Sowjetrußland leben zu müssen, so würde er, getreu seinem Streben, in unablässigen Fragen die Menschen zur Wahrheit zu führen, seinen Landsleuten die verlogenen Klischees der ihnen eingetrichterten Phrasen zerpfücken, daß sie abfallen wie morscher Zunder, ihnen den staatlich geeichten Wertmesser, das Glück der Dummen („Schlaf schneller Genosse!“) nehmen, den zweibeinigen Rede- und Weltanschauungsautomaten die Feder entzweimachen, die verkrampte Würde der großen und kleinen Sowjetfunktionäre und Kommissare in ihrer Verlogenheit, Unehrlichkeit und grausigen Komik demaskieren und sogar sie zu ironisieren wagen: Kreaturen wie die um Stalin in ihrer völligen Humorlosigkeit müssen seine erbitterten Feinde werden, ebenso wie es verständlich ist, daß die in jedem Augenblick um ihr Leben zitternden Menschen ihn nicht lieben können, weil sein Umgang sie gefährdet und sein Wahrheitsfanatismus sie in ihrer jämmerlichen Lage noch elender macht. Dazu kam in Athen die Auflehnung aller eiteln Mediokritäten gegen den seltenen, den einzelnen Menschen. Freig Taeger hat sicherlich recht, wenn er in seinem Werke „Das Altertum“ sagt: „Darum mußte er sterben, nicht weil er die Geheimnisse des adligen Staates der großen griechischen Zeit profaniert hatte, sondern weil die Zeit zu schwach geworden war, den unbequemen Mahner zu ertragen.“ Auch das Goethe-Schillerische Xenion trifft den Kern: „Dich erklärte der Pythia Mund für den weisesten Griechen. / Wohl! Der Weiseste mag oft der Beschwerlichste sein.“ Nach Burckhardt entstand in der Bürgerschaft keinerlei Bewegung für Sokrates, der tatsächlich seinen Tod gewollt habe, weil er den Athenern einfach verleidet war und jeder zu viel Sorgen hatte, selbst vor Verfolgung geschützt zu bleiben.

Nun, das Geschmeiß derer, die Sokrates zum Tode brachten, ist vergessen und hat nur einem der widerlichsten menschlichen Laster den Namen gegeben, dem Denunziantentum. Und jetzt lese man einmal wieder die Apologie des Sokrates, eins der erhabensten Dokumente des wahrhaft freien Menschengesistes, und man wird Walther Kranz' Worten zustimmen, daß jede große Epoche der Menschheit sich mit Sokrates unmittelbar oder mittelbar hat auseinandersetzen müssen, ja daß die Menschheit ohne Sokrates eigentlich nicht mehr denkbar sei. „Sokrates, durch sein Gewissen losgelöst von aller irdischen Gewalt, aber dem Ewigen ganz verbunden, stellt die höchste Stufe sittlichen Menschentums dar. Er war ein Freier und kann der Menschheit immer wieder ein Befreier werden.“

Sokrates (469–399 v. Chr.)

Aus Xenophon, Erinnerungen an Sokrates

(Reclams Universal-Bibliothek Nr. 1855/56)

Auch diejenigen, welche Haus- und Staatsangelegenheiten gut verwalten wollen, könnten, sagte er, der Weissagekunst nicht entbehren, obwohl er so etwas wie ein Zimmermann, ein Schmied, ein Landmann, ein Beherrscher der Menschen oder einer, der dergleichen Arbeiten zu prüfen versteht, oder ein Rechenkünstler, ein Hausverwalter oder ein Heerführer zu werden, für erlernbar hielt und glaubte, es könne auch schon durch menschliche Einsicht gewonnen werden. Das wichtigste aber von dem, was dabei in Betracht kommt, das, sagte er, haben die Götter sich selbst vorbehalten und den Menschen nicht offenbart.

★

Diejenigen aber, welche glaubten, daß nichts von alledem von der Einwirkung der Götter abhängig sei, sondern alles Sache der menschlichen Einsicht sei, hielt er für verrückt; für verrückt aber auch diejenigen, welche Weissagungen in solchen Dingen haben wollten, welche die Götter den Menschen zur Erlernung und zur Beurteilung übergeben hätten.

★

Ich dagegen glaube, diejenigen, welche ihren Verstand bilden und imstande sein zu können meinen, ihre Mitbürger über das Nützliche zu belehren, werden am wenigsten zu Gewalttätigkeiten geneigt sein, weil sie wissen, daß der Gewalt Feindschaften und Gefahren folgen, durch Überredung hingegen ohne Gefahr und auf friedlichem Wege dasselbe erreicht wird. Denn die mit Gewalt Bezwungenen hegen Haß, als wäre ihnen etwas geraubt worden, während diejenigen, die überredet worden sind, Liebe im Herzen hegen, als wäre ihnen etwas geschenkt worden. Gewalt zu gebrauchen ist also nicht die Art derer, welche ihren Verstand üben, sondern derjenigen, welche Stärke ohne Verstand besitzen. Auch hat jeder, welcher Gewalt gebrauchen will, nicht wenige Gehilfen nötig; wer sich aber aufs Überreden versteht, braucht keinen Beistand, denn auch ganz allein dürfte er überreden zu können glauben.

★

Als die dreißig Tyrannen viele von den Bürgern — und nicht die schlechtesten — hinrichten ließen und viele zu Ungerechtigkeiten verleiteten, sagte Sokrates irgendwo, es sei ihm unbegreiflich, wenn einer, der Hirte einer Herde geworden sei und die Rinder vermindere und verschlechtere, nicht eingestehen wolle, daß er ein schlechter Rinderhirt sei; noch unbegreiflicher aber sei ihm, wenn einer der Leiter eines Staates geworden sei und die Bürger vermindere und verschlechtere, sich nicht schäme und nicht glaube, daß er ein schlechter Leiter des Staates sei.

★

Ebenso laßt uns betrachten, wenn einer ein guter Feldherr oder Steuermann zu sein scheinen wollte, ohne es wirklich zu sein, wie es ihm gehen würde. Würde nicht, wenn er bei allen Anstrengungen, hierin als tüchtig erscheinen zu wollen,

keinen Menschen davon überzeugen könnte, schon dieses recht schmerzlich sein? Wenn er aber Glauben fände, würde das nicht noch weit schlimmer sein? Denn es ist ja offenbar, daß er als Unkundiger zum Feldherrn oder Steuermann bestellt, nicht nur diejenigen ins Verderben stürzen würde, welche er am wenigsten wollte, sondern auch selbst mit Schimpf und Schande davonkäme.

★

Als er einmal mit einem zum Feldherrn Gewählten zusammenkam, sagte er: Weshalb glaubst du wohl, daß Homer den Agamemnon einen „Hirten der Völker“ genannt habe? Meinst du nicht darum, weil ein Hirt darauf bedacht sein muß, daß seine Schafe am Leben bleiben und das Nötige erhalten, so auch der Feldherr dafür sorgen muß, daß es seinen Soldaten gut gehe und sie ihren Unterhalt finden, und so der Zweck des Feldzuges erreicht werde? Sie ziehen aber zu Felde, um den Feind zu bewältigen und in einen besseren Zustand zu gelangen. Oder warum hat er denn den Agamemnon mit folgenden Worten gelobt: Beides, ein trefflicher König zugleich und ein wackerer Streiter? Hätte er ihn wohl einen „wackeren Streiter“ genannt, wenn er nur selbst gut gegen die Feinde gestritten, nicht aber auch sein ganzes Heer dahin gebracht hätte? Und hätte er ihn wohl einen „trefflichen König“ genannt, wenn er bloß für sein eigenes Leben und nicht auch für das Wohl seiner Untergebenen besorgt gewesen wäre? Denn einen König wählt man nicht darum, daß er für sich selbst gut Sorge, sondern deshalb, daß seine Wähler durch ihn glücklich werden. Und alle ziehen in den Krieg, damit das Leben für sie so gut wie möglich werde, und sie wählen Feldherren nur zu dem Zwecke, daß diese sie zu diesem Ziele hinführen. Wer Feldherr ist, muß dies denen, die ihn zum Feldherrn gewählt haben, leisten. Denn es ist weder leicht, etwas Schöneres zu finden als dieses, noch etwas Schimpflicheres als das Gegentheil.

★

Wahnsinn, sagte er, sei zwar das Gegentheil von Weisheit, doch hielt er keineswegs Unwissenheit für Wahnsinn; aber den Mangel an Selbsterkenntnis und das, was man nicht wisse, anzunehmen und zu glauben, man wisse es, meinte er, sei dem Wahnsinn am nächsten. Die Menge jedoch, sagte er, meine nicht, daß diejenigen wahnsinnig seien, die in Dingen irren, welche die meisten nicht wissen, sondern nenne nur diejenigen wahnsinnig, welche in Dingen irren, die die meisten wissen.

★

Könige aber und Herrscher, sagte er, seien nicht diejenigen, welche das Zepter hätten, noch die, welche von den ersten besten gewählt, noch die, welche dazu durchs Los erwählt worden seien, noch die, welche Gewalt gebraucht, noch die, welche betrogen haben, sondern nur diejenigen, welche das Herrschen verstehen. Denn wenn man zugestand, daß es Sache des Herrschers sei, zu befehlen, was not tue, der Untertanen aber, zu gehorchen, so zeigte er, daß auf dem Schiffe stets der Kundige herrsche, der Schiffsbefitzer dagegen und alle übrigen Leute auf dem Schiffe dem Kundigen gehorchten; und ebenso mache es beim Landbau der Landwirt, bei Krankheit der Kranke, bei Leibesübungen der Turner, und so alle anderen, welche einer Fürsorge bedürfen, denn sie würden, wenn sie sich selbst die nötigen Kenntnisse zutrauen, die Sorge für ihre Angelegenheiten selbst übernehmen, wenn aber nicht, den Kundigen nicht nur, solange sie gegenwärtig sind, gehorchen, sondern auch, wenn sie abwesend sind, sie holen lassen, um diesen gehorham zu sein und das Nötige zu tun. In den Wollspinnereien aber, zeigte er, herrschten sogar die Weiber über

die Männer, weil jene das Wollespinnen verstehen, diese aber nicht. Wenn aber dagegen einer einwendete, daß doch ein Tyrann die Macht habe, guten Ratsschlägen nicht zu folgen, so antwortete er: Wie könnte er die Macht haben, nicht zu gehorchen, da ja doch eine Strafe darauf steht, wenn einer den guten Rat verachtet? Denn worin auch einer immer einem guten Räte nicht folgt, darin wird er dann sicherlich Fehler machen; macht er aber Fehler, dann wird er der Strafe nicht entgehen. Sagte aber einer, der Tyrann habe die Macht, sogar einen Verständigen zu töten, so erwiderte er: Glaubst du etwa, daß einer, der seine besten Kampfesgenossen tötet, ohne Strafe bleibe, oder nur eine unbedeutende erhalte? Glaubst du denn, daß einer, der so handelt, leichter am Leben bleibt und nicht vielmehr schnell in den Tod rennt?

★

Es ist sonderbar, daß diejenigen, welche die Zither spielen, die Flöte blasen, reiten oder sonst etwas der Art gehörig lernen wollen, die Fertigkeit, in welcher sie etwas Tüchtiges leisten wollen, fortwährend üben, und nicht etwa für sich allein, sondern unter der Leitung derer, die für die größten Lehrmeister darin gelten, indem sie alles sich gefallen lassen, um nur nichts gegen die Ansicht dieser zu tun, als ob sie es auf andere Weise zu nichts bringen könnten; und daß dagegen von denen, welche tüchtige Redner und Staatsmänner werden wollen, einige der Meinung sind, sie könnten ohne Vorbereitung und Übung mit einem Male hierin etwas Tüchtiges leisten.

★

Ferner sehen die Staaten Eintracht für ihr höchstes Glück an; unablässig ermahnen die ältesten und angesehensten Männer ihre Mitbürger zur Eintracht, und überall in Griechenland besteht das Gesetz, daß die Bürger sich eidlich zur Eintracht verpflichten, und dieser Eid wird überall wirklich abgelegt. Dies geschieht nun, glaube ich, nicht, damit die Bürger denselben Ehören den Preis zuerkennen, auch nicht, damit sie dieselben Flötenspieler loben, damit sie denselben Dichtern den Vorzug geben, auch nicht, damit sie dieselben Vergnügungen teilen, sondern damit sie den Gesetzen gehorchen. Denn dadurch, daß die Bürger an diese sich halten, gelangen Staaten zu Macht und Blüte, ohne Eintracht aber kann kein Staats- und kein Hauswesen gedeihen.

★

Königtum und Tyrannenherrschaft erkannte er als Herrschergewalten an, glaubte aber, daß ein Unterschied zwischen beiden sei. Königtum nannte er diejenige Herrschergewalt, die mit dem Willen der Menschen und nach den Gesetzen bestehe, Tyrannenherrschaft dagegen eine solche, die gegen den Willen der Menschen und nicht nach den Gesetzen, sondern nach der Willkür des Herrschers geübt werde. Wo die oberste Gewalt in den Händen derer sei, welche die Gesetze halten, da nannte er die Verfassung eine Aristokratie, wo die Reichen die Oberhand haben, eine Plutokratie, an welcher aber alle teilnehmen, eine Demokratie.

★

Wenn ich aber unschuldig sterben sollte, so wird allerdings diejenigen, die mich ungerechterweise hinrichten lassen, Schande treffen; (denn wenn überhaupt Ungerechtigkeit eine Schande ist, wie sollte da nicht auch jede ungerechte Handlung eine Schande sein?) Aber wie kann es mir Schande bringen, wenn andere nicht die Kraft besitzen, in meiner Angelegenheit gerecht zu denken und zu handeln?

Sehe ich doch, daß die Menschen der Vorzeit, die sich Ungerechtigkeiten erlaubten, bei der Nachwelt nicht in demselben Andenken stehen wie die, welche Ungerechtigkeiten erduldeten; und ich glaube daher zuversichtlich, daß auch ich, selbst wenn ich jetzt sterben muß, nicht einer gleichen Beurteilung ausgesetzt bin wie diejenigen, welche mich zum Tode verurteilt haben, denn ich weiß, daß man mir bezeugen wird, daß ich nie einem Menschen Unrecht getan und keinen schlechter gemacht, wohl aber unablässig mich bemüht habe, meine Freunde besser zu machen.

FRITZ DEHN

Überwindung der Angst

Zu dem uns wunderbarlich Stummen der alten Welt gehört das große Gebiet der Mantik, und innerhalb ihrer die eminent wichtige Erscheinung des Orakels. Wir haben schlechterdings keinen Zugang zu diesem Phänomen einer „freien, allgemeinen Autorität“ (Burckhardt), der sich Könige und Städte beugten. Das Faktum selbst ist nicht zu bestreiten; die Autorität etwa des Orakels von Delphi hat trotz aller Anfeindungen Jahrhunderte überdauert. Burckhardt, den gerade das uns Fremde und Unzugängliche in der Geschichte anzog, faßt so zusammen: „Die Gesamttatsache bleibt, und zwar als eine der edelsten in der ganzen Geschichte höheren Lebens und Empfangens.“ Die Weissagung ist im älteren Griechentum gleichsam das Äquivalent der Erkundung der Vergangenheit — die alte Geschichtsschreibung war in ihrer Ungeschiedenheit vom Mythos etwas anderes — die ganze Lebenswirklichkeit war durchdrungen von Hinweisen auf das Kommende, das wie unter einer dünnen trennenden Schicht durch das Gegenwärtige hindurchschimmerte. Schon damit bekommt das Daseinsgefühl des griechischen Menschen eine auch für die Anstrengung unserer Phantasie schwer durchleuchtbare Fremdartigkeit. Das weissagende Wort, das die delphische Priesterin in den Wirbeln des aus der Erdspalte heraufsteigenden Dampfes empfängt oder das aus dem Munde der Sibylle hervorbricht (Heraclit: „Die Sibylle, die mit rasendem Munde Ungelachtes und Ungeschminktes und Ungesalbtes verkündet, reicht, vom Gotte erfüllt, mit ihrer Stimme durch tausend Jahre“), ist nicht etwa ein Rest oder eine Abschattung der echten Prophetie. Es scheint aber die Legitimität der Götter und Dämonen zu haben, die jenem Weltalter verordnet waren. Dies sozusagen rechtmäßige Amt der Weissagung erlischt ebenso wie die alte Prophetie mit dem Heraufkommen des neuen Aons. Wohl fristen Zeichendeuterei jeder Art und Wahrsagung ein Sonderleben fort; aber der Versuch, die Elemente der Welt, die „*stoicheia tou kosmou toutou*“ zu Weltherrschern zu machen, wird immer wieder in das Dunkel der Illegalität abgedrängt. Luther sprach es aus, im Hinblick auf die Astrologie, daß der Christ ein Herr über das Gestirn sei.

Fragen wir nach dem letzten Grunde der Mantik, der legalen wie der illegalen, so stoßen wir auf die Weltangst des unerforschten Mächten preisgegebenen Menschen. Angst läßt ihn nach jedem Strohhalmeiner greifbaren Garantie fassen, während umgekehrt Magie und Zauberei den unberechenbaren Fluß des Geschehens zu bannen, Macht über ihn zu gewinnen suchen. Das alles erniedrigt den zur Freiheit berufenen Menschen, der sich freilich nur schwer dunklen Gewalten entwindet. „Könnst' ich Magie von meinem Pfad entfernen / Die Zauberei

sprüche ganz und gar verlernen / Stünd' ich, Natur, vor dir, ein Mann allein / Da wär's der Mühe wert, ein Mensch zu sein.“ Wie fest dieser ganze Komplex in der menschlichen Natur verwurzelt ist, zeigt dieses Goethewort, es erhellet aber auch aus Mitteilungen so undämonischer Menschen wie Rousseau oder Lichtenberg, die mit rührender Offenheit von ihrer Orakelsucht sprechen. Erst in dem Maße, in dem die Macht der Angst gebrochen wird, verlieren Orakel und Magie wirklich ihre Anziehungskraft. Grundsätzlich aber und unter Absehung von der menschlichen Schwachheit, die furchtbarste Abstürze in den Aberglauben herbeiführt, steht über dem medium aevum die große eschatologische Prophetie, die alle die kleinen Anfragen des Menschen an die Zukunft in sich verschlingt. In ihr wird die Angst auf die Spitze getrieben und gleichzeitig aufgefangen; in der letzten, unüberbietbaren Bindung gehen die dämonischen Bindungen unter.

Was aber geschieht im säkularen Raume der Aufklärung, das Wort im weitesten Verstande genommen? Im Herrschaftsraum also des wissenschaftlichen Menschen? Ein neues Phänomen wird sichtbar, die mit Mitteln wissenschaftlichen Erkennens arbeitende Geschichtsprognose großen Stiles. Wir beobachten sie in unterschiedlichen Formen bei Burckhardt, Nietzsche und Spengler. Geschichtsprognose ist, wie man will: Orakel, Prophetie, Zeichendeutung unter wissenschaftlichem Vorzeichen. Bald scheint die Wissenschaftlichkeit das Primäre zu sein, bald sieht es so aus, als bediene sich eine anonyme Inspiration der Wissenschaft als eines interpretierenden Hilfsmittels. Im strengeren Sinne Prognostiker ist Spengler, der die Zukunft berechnet. Nietzsche weiß sich als den inspirierten Seher, er vergleicht sich mit der Pythia und ist Verächter der künftigen Wissenschaft. Burckhardt spricht auf Grund einer wissenschaftlich vorbereiteten vernünftigen Taxation des Wahrscheinlichen. Gemeinsam ist ihnen das Gefühl eines ungeheuren Bruchs der Zeiten, in dem ebenso wie die äußere auch die geistige Weltgestalt zugrunde geht, um neuen, undeutlich erahnten Gestaltungen Platz zu machen. Burckhardt spricht seine Gedanken, die das Ende der Bürgerlichkeit ansagen, mit skeptischer Resignation aus und begnügt sich damit, an seinem Teil der Erinnerung zu dienen, die gewesenen Schätze zu speichern. Nietzsche wirft sich leidenschaftlich in den Krater hinein, vor dem ihn doch schaudert. Spengler drapiert sich mit der Toga des Stoizismus. Der Gedanke des unabwendbaren Fatums regiert. Vergleicht man die Aussagen untereinander und mit dem sichtbar werdenden Gang der Geschichte, so gewinnt man die Überzeugung, daß es sich hier nicht um subjektive Deutungen handelt, sondern um das schon bezeichnete Zusammenwirken von Erkenntnis und anonymer Eingebung. Es ist, als hätte sich jener sechste Sinn, der aus der jungfräulichen Kassandra oder aus der Pythia redete, an die Bedürfnisse des wissenschaftlichen Zeitalters akkommodiert, an seine räumlich und zeitlich weitreichenden Perspektiven. Diese Prognosen sind typisch Unheilsdeutungen, sofern sie es zunächst mit Untergängen jeder Art zu tun haben (der Humanität, des Abendlandes, der geltenden Werte). Am konsequentesten ist die Unheilslinie ausgezogen bei Nietzsche, der sie in die grauenhafte Vision des europäischen Nihilismus einmünden läßt. Der Prognostiker macht sich — am wenigsten übrigens Burckhardt — zum Sprecher eines kalten, mitleidlosen Geistes, der über Völker und Kulturen nicht einmal sein „Wehe“ ruft (das wäre noch Ausdruck leidenschaftlicher Bewegtheit), sondern ihnen mit triumphierender Sachlichkeit ihr Ende ansagt. Er fühlt sich als Sachwalter des Schicksals, dessen Spruch er mit der Sicherheit eines kleinen Demiurgen Geltung verschaffen will. Er besitzt oder affektiert einen mehr als antiken Gleichmut. Solche Prophezeiungen

sind im höchsten Grade aktuell, denn sie sind Mund und Stimme für den „letzten Schrei“, der in der Brust der Mitlebenden noch steckenblieb. In ihnen befreien sich die unbewußten Angstzustände einer Epoche. Sie sind wiederum ganz unaktuell, ganz ungegenwärtig, denn sie haben es mit einer gestaltlosen Zukunft zu tun, ohne daß die Gefahr aus dem gegenwärtig gelebten Augenblick die Gegenwirkung hervortriebe. Eben darum handelt es sich nicht um Zukunft im echten, alle Kräfte mit belebendem Hauch aufrufendem Sinne, sondern um fatumsmäßige Auswirkung von Gewesenem, um eine Projektion von Zerstörungskräften der Vergangenheit an den Himmel des Kommenden.

Nielsche hat einen großen Gegenspieler gehabt, Sören Kierkegaard. Wir nennen ihn so, weil er die gleichen Probleme gesichtet hat, um auf sie eine entgegengesetzte Antwort zu erteilen. Seine Schau des 19. Jahrhunderts trifft in wesentlichen Punkten mit derjenigen Burckhardts und Nielsches zusammen. So vernichtend das Urteil ausfällt, zuletzt ist die Kritik aus einem Ja herausgeboren. Wie es der Sterbende ausdrückte: „Grüße alle Menschen, ich habe sie sehr geliebt, alles sah wie Stolz und Eitelkeit aus, war es aber nicht.“ Kierkegaards ährende Ironie ist die Maske einer insgeheimen Zuwendung, ist von der Not gebotene Verstellung der Liebe. Sie trifft insofern mit der sokratischen Ironie zusammen, als sie mäeutische, geburts helferische Absichten hat. Seine Negation ist auf dem Grund einer Position gewachsen, und zwar der einfachen Position der Agape und aller von ihr aufzurufenden schöpferischen Kräfte.

Oder sollte es wahr sein, daß Kierkegaard zu jenen Spöttern gehört, die tausend Tode gestorben sind und in ihnen die Nichtigkeit, die vanitas vanitatum, erfahren haben, um über ihre Zeitgenossen ein unbarmherziges Gericht zu halten? Läuft seine „unendliche Reflexion“ auf dialektisches Geschwätz hinaus? Gilt für ihn, daß er uns „ins Absurde verstoßt, vor dem die Welt versinkt“ (Jaspers)? Kierkegaard weiß es allerdings nur zu genau, daß die Reflexion unendlich und „treulos“ ist, außerstande, uns auch nur zu einem einzigen Entschluß, zur „Entscheidung“ zu führen; denn jeden Wert, der unsere Entscheidung bestimmen könnte, vermag sie wieder aufzuheben. Sie ist die Unentschiedenheit in sich selbst. Aber wenn er auch seinen ungeheuren Verstand dazu braucht, dem Bildungsphilister seiner Zeit seine Sicherheiten zu zerschlagen, vor allem seine vermeintliche „christliche“ Sicherheit, so tut er das nicht nach dem Satz „Was fällt, das soll man auch noch stoßen!“, woraus dann ein Höllensturz ins Nichts entstünde. Kierkegaard ist kein Wegbereiter eines europäischen Nihilismus, sondern seine Absicht und Leidenschaft ist es, den Menschen, den er an irgendeinen weltanschaulichen oder staatlichen oder literarischen oder religiösen „Betrieb“ verloren sieht — den Menschen, der „Gott zum Narren hält“ mit seiner Christlichkeit, einzusetzen in seine wahre Existenz. Er will, nach dem schönen Wort aus seinem Tagebuch, „die Urschrift des individuellen humanen Existenzverhältnisses wieder lesen“. Der Mensch in seiner Existenz! Das ist nicht der Mensch, wie er nun einmal ist. Offenbar ist die Urschrift übermalt, bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Es bedarf einer besonderen Kunst, sie zu lesen. Kierkegaard meint nicht den Menschen, wie er heute ist oder gestern war oder morgen sein wird; er meint den wahren Menschen, die wahrhaftige menschliche Existenz, wie sie gestern, heute und morgen gültig ist, aber wahrscheinlich gestern, heute und morgen nur in der Karikatur sichtbar wird. Daß es diesen einen Menschen gibt, nicht irgendeinen, nicht den faustischen oder den magischen oder den technischen Menschen, das ist seine Voraussetzung. So sinnvoll diese Bestimmungen im Einzelnen sein mögen, besteht

doch die Gefahr, daß sie den einen Menschen vergessen lassen, den alle jene Typen andeutend vertreten, daß an die Stelle des Urbildes, das in jeder Geburt gemeint ist („jede Geburt meint den Menschen“), die Karikatur gesetzt wird, nun aber nicht in dem Sinne des Versuches, sondern die Karikatur als Endgültigkeit. So wird dem Menschen sein Recht genommen, unmittelbar zur Ewigkeit zu sein, für sich nach Wahrheit und Sinn zu fragen. Denn hier wird die Wahrheit zum Spiegelbild je einer geistigen Rasse gemacht; was der Mensch in der Hand behält, sind faustische, magische, technische Symbole, nichts weiter. Die Geheimnisse dieser Kategorienlehre waren Kierkegaard noch nicht bekannt, er hatte es durchaus mit dem Menschen zu tun, mit dem wahren Menschen, was allerdings voraussetzt, daß es eine Wahrheit gibt, und daß diese Wahrheit uns so weit wenigstens zugänglich ist, wie wir sie nötig haben, um eben Menschen zu sein. Die Wahrheit leugnet aber, wer den Menschen in eine „Kulturseele“ einschließt, aus der er nicht heraus kann, ihn also zur „fensterlosen Monade“ macht. Die Wahrheit leugnet auch, wer wie Nietzsche die Ewigkeit leugnet, indem er an ihre Stelle eine unnatürlich um ihren Sinn betrogene — um den Sinn ihrer Einmaligkeit und Zielgerichtetheit betrogene — Zeitlichkeit setzt. Kierkegaard aber sieht den Menschen unmittelbar zur Ewigkeit. Gerade im Angesicht der Ewigkeit wird er Mensch, „wählt er sich selbst“ oder, was in diesem Falle dasselbe ist, empfängt er sich selbst. Gerade so, vor dem Angesicht des Schöpfergottes, erlangt er, was an ihm wirklich und gültig ist, wird er in seinem Sein bestätigt, in seinem ewigen Sein; während der Mensch Nietzsches von der Immanenz des kreisenden Weltgeschehens nicht sein ewiges Sein, aber die schauerliche endlose Wiederkehr seines zeitlichen Seins garantiert bekommt — eine Gabe, trügerischer als alle Danaergeschenke der Geistesgeschichte. Was es nun weiter heißt, dieser Mensch zu sein, der angesichts der Ewigkeit „sich selbst empfing“, das ist ein Thema aller Werke Kierkegaards. Es ist ebenso das Thema seines für menschliche Augen so martervollen Lebens. Nur, wer dies Thema zum Thema seines Lebens macht, darf es auch zum Thema seiner Bücher machen, er wäre sonst gewiß ein Betrüger. Kierkegaards Leben war das Leben der „Aussahme“, des „Einzelnen“, das Leben eines Geopferten, dessen vielleicht nur einmaliges Leiden wir nicht in seiner Tiefe zu durchschauen vermögen. Es ist nicht gelebt worden, um nachgemacht zu werden, und wer könnte es denn nachmachen? Auch die Antworten, die Kierkegaard auf die Frage nach der Gestalt und Funktion des wahren Menschen gegeben hat, können wir kaum in allen Punkten übernehmen. Es wird nicht nötig und auch nicht ratsam sein, das, was er Entsagung, Nachfolge nannte, buchstäblich ihm nachzuleben; Kierkegaard hatte das auch zuletzt nicht im Sinne, ihm ging es darum, Betäubte und Berauschte aus dem Schlaf zu erwecken, indem er sie darauf aufmerksam machte, daß die Zeit nicht umkehrbar ist, daß sie dem Menschen nur einmal gegeben ist und ein Gefälle zum Tode hat. Daß es in der Beziehung zum Absoluten nur ein absolutes Verhalten geben kann, ein Entweder-Oder. Seine Schriftstellerei ist wie eine großartige Veranschaulichung des Wortes des Anselmus: „Quam periculosum est vivere!“ Wie gefährlich ist es doch, zu leben! Kierkegaard hat offenbar gemeint, daß es der Mühe lohne, ein Menschenleben voll Qual und irdischer Unerfülltheit auf sich zu nehmen, nur um dies eine denen einzuhämmern, die von keiner Gefahr wußten, weil sie in einem wohlgeordneten Staatswesen lebten, das nicht nur die leibliche Sicherheit garantierte, sondern dazu auch noch, wie er mit beißendem Spott bemerkt, für je tausend Bewohner einen Mann beschäftigte, der ihnen die

Letzte und äußerste Sicherheit zu garantieren hatte, die nämlich, daß sie einer ewigen Seligkeit entgegengingen, und daß sie Christen seien; womit sie eben, so nur konnte Kierkegaard das verstehen, „Gott zum Narren hielten“, denn der Christ selbst hatte ja gesagt, daß seine Nachfolger von der Welt gehaßt und verfolgt werden würden. Jetzt aber hatte man die Nachfolge vergessen und dachte sechs Tage lang nicht an Gott, um sich am siebenten in einer Predigt sagen zu lassen, daß alles in Ordnung sei. Diesen Leuten nun schrieb es Kierkegaard ins Ohr, daß es gefährlich ist zu leben. Dieses „gefährlich“ meint nicht, daß der Mensch unter Umständen in Gefahr kommen kann, krank zu werden oder sich ein Bein amputieren zu lassen oder im Kriege umzukommen; es meint auch nicht einmal die Gefahren der Nachfolge, die Leiden, die der Glaubende unter Umständen und, wenn er zu den Lieblingen Gottes gehört, sogar in verstärktem Maße auf sich zu nehmen hat. Es meint etwas anderes, die einzige Gefahr, die es zuletzt überhaupt gibt und die in jenen strengeren Jahrhunderten einzig als Gefahr ernstgenommen wurde: daß der Mensch zum Feind Gottes werden, daß er seinem gnädigen Arm entrinnen und zuletzt verlorengehen könnte. Denn daß dem Menschen die Ewigkeit ins Herz gegeben ist, daß er sich angesichts der Ewigkeit entscheiden und finden, „sich selbst wählen“ darf, das bedeutet ja gewiß nicht nur eine große Möglichkeit für ihn; es bedeutet ohne Zweifel auch die äußerste Gefahr.

In dem Dänen Kierkegaard war nicht anders als in Nietzsche das Bewußtsein lebendig, in einer — den Augen der Mitlebenden verborgenen — weltgeschichtlichen Krisis ohnegleichen zu stehen. Er macht es deutlich bis ins Konkreteste hinein, daß die Kontinuität des menschlichen Daseins einem radikalen Bruch zutreibt. Und wenn er 1847 in sein Tagebuch schreibt: er habe mit seiner Grundkategorie des Einzelnen in entscheidender Weise ausdrücken wollen, daß seine Zeit eine Zeit der Auflösung sei und der Nivellierung aller maßgebenden Unterschiede, so trifft er in die Nähe dessen, was Nietzsche das Heraufkommen des Nihilismus nannte. Denn: „Was bedeutet Nihilismus? Daß die obersten Werte sich entwerten. Es fehlt das Ziel; es fehlt die Antwort auf das ‚Warum‘.“ Was aber sind diese obersten Werte, diese im 19. Jahrhundert zerbröckelnden und der Auflösung entgegengehenden Werte anderes als Restbestände, Erinnerungen, säkulare Umformungen der in früheren Jahrhunderten geglaubten metaphysischen Wirklichkeiten? Erst mit dem Zurücktreten dieser aus dem Bewußtsein der Menschen konnten jene „Werte“ ein scheinbares Eigenleben gewinnen, ein von vornherein befristetes Eigenleben. Der Zerfall der Frucht ist unausbleiblich, sobald sie von den nährenden Säften des Baumes abgelöst wurde. Die Geschichtsprognostiker sind Fatalisten, sie nehmen, eben weil sie das sind, die Wirklichkeit des unmittelbar gegebenen Augenblicks nicht ernst. Denn sie verraten seine Not und zerreißen die Qual, das Recht jedes Einzelnen, im Sinne Kierkegaards „unmittelbar zur Ewigkeit“ zu sein, an eine in Wahrheit noch konturlose Zukunft. Sie sind im Grunde Ratlose und vermögen darum nicht, die geheime Angst ihrer Epoche zu beschwören. Das vermochte auch der moderne Dichter nicht, der auch in seiner Weise vom Kommenden erschüttert war, Rainer Maria Rilke. Nachdem Frits Klatt es unternommen hat, in seinem Buche „Sieg über die Angst“ aus Rilkes Lebensführung und Werk Weisung für eine Generation herauszulesen, scheint uns diese Bemerkung berechtigt und nötig zu sein. Denn was für ihn, den Dichter, der Weg scheinen könnte, nämlich die Angst in der hingebenden Geduld seiner Arbeit am Wirklichen zu überwinden und in der Er-

schaffung einer leidenschaftlichen Innenwelt den Ersatz für hinsterbende Dinge zu finden, mit der Stimme des Orpheus Lebloses in den Rhythmus des Gesanges einzuschmiegen, das kann unmöglich einer Generation angeboten werden. Der Dichter ist vielleicht der einzige Teilnehmer seiner Mysterien. Rilkes Versuch, die Angst zu bannen, soll in Ehren gehalten werden, er hat ein Martyrium darum erlitten. Aber, was er für sich erarbeitete, als Rezept gegen die Weltangst nehmen, das ist ein Mißverständnis, das er selbst zweifellos nicht gewünscht hätte. Denn er ist primär nicht bewegt von der Sorge um die anderen, sondern von der edelsten Sorge um sich selbst. Daß es damit bei Kierkegaard anders stand, daß er bewegt war, existentiell bewegt von der Sache der anderen, gerade er, der schicksalsmäßig aus dem Leben der Gemeinschaft ausgeschiedene Mann, das hatte zur Folge, daß er eben nicht Dichter und auch nicht Prognostiker wurde, was er beides, menschlich gesprochen, hätte werden können. Eben das Besorgtsein um seine Generation warnte ihn davor (neben der auch für einen Propheten unvermeidbaren Sorge um sich selbst) ein Dichter zu werden oder die tiefe ihm gegebene Erkenntnis gegenwärtiger und kommender Dinge zum absoluten Thema seiner Schriftstellerei werden zu lassen. Der Dichter setzt seine Produktivität ein gegen die Weltangst und vergift darüber vielleicht, wenn er es jemals gewußt hat (von Kierkegaard hätte er es lernen können), daß gerade seine Produktivität ihn an der Erkenntnis der wahren Abgründe hindern möchte. Nietzsche oder Spengler wirken, wo sie ernst genommen werden, eher angststeigernd als lösend — obwohl sie im amor fati ihre selbst aus der Weltangst geborenen Gesichte zu ertragen suchen. Wäre Kierkegaard nicht jenen Weg des „Einzelnen“ gegangen, der sich an die Ewigkeit bindet, es wäre um ihn jene entsetzliche Leere und Todesstarre entstanden, die Nietzsche herauskommen fühlte und vor der er Grauen empfand. Eben die Leere des Nichts. Auch Kierkegaards Ironie will den Menschen darauf aufmerksam machen, daß er nicht, wie er vielleicht vermeint, in der Fülle steht, sondern im Nichts; aber nun nicht, um ihn stark zu machen für das Nichts, sondern um ihn zurückzuwenden in die Gleichzeitigkeit mit dem Eintritt des Absoluten in das Weltgeschehen hinein. Wiederum nicht, um ihn an eine vergangene Welt zu binden — das ist oft versucht worden und immer fehlgeschlagen. Kierkegaard meinte jene Vergangenheit, in der der ewige Logos in die Mitte trat. Und hier ist vergangen nicht vergangen, Zukunft nicht Phantasmagorie —: weil hier Vergangenes und Zukünftiges geheimnisvolle Gegenwart ist.

HILDEGARD AHEMM

AUS TIEFER NOT ...

*Die du mit Weinen speisest und mit Tränen tränkest
sind auserwählt, auch wenn sie es nicht fühlen.
Wie schnell kann der, dem du das Lachen schenkest,
mit ihm betrügen, mit dem Lächeln spielen.*

*Wie leicht verliert sich in den Masken das Gesicht,
zum Schauspiel wird, was einmal Leben war,
und der die Rolle trägt, begreift es nicht,
er wiegt sich auf der Schaukel der Gefahr.*

*Die Freude lügt sich leicht und schnell das Lachen.
Das Weinen aber quillt aus dem Gestein
der Wahrheit, und die Tränenbäche machen
die Masken gläsern, die Gesichter rein.*

*Der Sinn des Lebens wäscht sich aus. Und aus dem Sehnen
entspringen Kräfte zwischen Not und Pein,
denn jede einzelne von tausend Tränen
schließt wie ein Sandkorn eine Wahrheit ein.*

★

*Ach, ich brauche nicht einmal daran zu denken,
daß mein Herz entbrannt ist, um mich zu verletzen,
alle meine unbewußten Träume schenken
mir den Überfluß an Schmerzen und Entsetzen.*

*Wie ein Feuermeer schwemmt er mich aus dem Schlummer,
treibt mich wie ein großer Waldbrand durch die Nacht,
frißt mit Riesenflammen jeden kleinen Kummer,
legt in Asche alles, was die Welt gemacht,*

*rast in breiten Strömen wilden Aufbegehrens
durch das feuchte Dunkel und ergreift die Sterne,
überschäumt in Wellen brennenden Verzehrns
Erde, Himmel, Liebe — alles — Nah und Ferne.*

★

*Fremdlinge sind wir am eigenen Strom —
Hänge dein Saitenspiel dort an die Weide,
laß es den Winden und schweige, mein Sohn,
schweige, mein Lied, und sei keinem zur Freude.*

*Geht man in Purpur, wenn einem das Herz
dunkel und müde und heimatlos ist?
Leg auch das Trauerkleid ab, denn mit Schmerz
soll man nicht prunken. Sei arm, wie du bist.*

*Namenlos bist du, und namenlos bleibe.
Hänge dein Saitenspiel still in die Winde,
steig in dein Schiff, in dein kleines, und treibe
abwärts im Strom, laß dich tragen, entschwinde.*

Von Hildegard Ahemm, aus deren Schaffen wir im letzten Jahrgang zwei feine Arbeiten veröffentlichen konnten, ist jetzt eine Sammlung von kleinen Erzählungen erschienen „Begegnung zwischen Traum und Tag“ (Berlin, Buchverlag Lothar Manvalet. NM 3,60), die eine schöne Ergänzung zu ihrem Erstlingswerk „Kleine Strophe im ewigen Lied“ (ebenda, NM 3,60) bildet. In dem neuen Bände ist eine Reihe von Skizzen vereinigt, die alle das unausschöpfbare Thema des Zwischenlandes behandeln, des Landes, in dem das Kind zum Bewußtsein seiner selbst allmählich gelangt mit allen Nöten und Freuden dieser Jahre und in der entschiedenen und trohigen Auseinandersetzung mit der fremden und so oft als feindselig empfundenen Welt der Erwachsenen. Mit einer erstaunlichen Reife versteht Hildegard Ahemm dieses Zwischenreich bis in die feinsten Tönungen lebendig erstehen zu lassen. Bei aller Zartheit der Pinfelführung und der behutsamen Wiedergabe feinsten seelischer Vorgänge kommen Hildegard Ahemms große Vorzüge eines starken seelischen Reichtums, eines tapferen Herzens und einer tiefen, verhaltenen Innerlichkeit zum Ausdruck, einer Innerlichkeit, die sich zu den großen Mächten bekennt, auch wenn andere schweigen zu dürfen glauben.

Wolfgang Amadeus

Zu Mozarts 150. Todestag am 5. Dezember 1941

Um einen Berg zu sehen, mußt du den besten Blickpunkt suchen. Ich entsinne mich einer überraschenden Stunde in den schlesischen Bergen, die jedem von uns gewiß einmal in ähnlicher Form begegnet ist. Wir standen ein Stückchen im böhmischen Land, etwa nahe von Johannisbad, und erkannten plötzlich mit einem rückwärts gewandten Blick die Schneefoppe, den uns so vertrauten Gipfel, nordwärts, mit vertauschten Seitenhängen, mit einer anderen Gruppierung der Rasthäuser und Bauten und mit anders getöntem Hintergrund. Ein neues Bild des uns sonst so wohlbekannten Berges, ungewohnt und doch nicht weniger wirklich als der andere Blick, mit dem wir schon seine volle Wirklichkeit erfasst zu haben meinten. Auf den Standpunkt kommt es eben an.

Selbst der Blick von oben, wäre er uns Menschen von Natur gegeben, würde wohl die Umwelt eines Gipfels nach allen Seiten gleichmäßig ausleuchten lassen, er würde uns aber das entscheidende Erlebnis der ragenden Höhe nicht vermitteln. Wir sind nun einmal dazu bestimmt, die hohen Gipfel, auch in der Geistesgeschichte der Menschheit, aus unserer Ebene zu erleben, damit wir ihre Größe wenigstens in einer Dimension zu errahnen vermögen. Nur auf den Standpunkt kommt es an, den wir dabei einnehmen. Niemand sucht Waldbesiedlung, um einen Berg zu erspähen. Er räumt vielmehr hinweg, was den Blick hindern will — er sucht eine Weite zwischen sich und den Gipfel zu legen und läßt alles, was sie selbst etwa noch bietet, unbeachtet. Denn die Weite schenkt zugleich jene trennende Entfernung, in der allein wir echte Größe zu schauen vermögen.

Die geistige Weite, die vor dem Gnadengeschenk Mozarts an die deutsche Welt liegt, ist für uns das 19. Jahrhundert. Es hat sich gewiß weidlich bemüht, sich zwischen uns und die Wirklichkeit Mozarts zu stellen. Freilich tat es ihm nicht gut, daß ziemlich zu Beginn der Romantik eine Epoche stand, die wir Wiedermeier nennen, die das kleine Genrestück pflegte und die meinte, in den zierlichen Menuetten, in der lichten und leichten Dreiklangswelt und in den scheinbar harmlosen Durchführungen Mozarts ihr musikalisches Gegenstück gefunden zu haben. Hätte nicht der erste Sieg der Technik über die Musik, nämlich das Zeitalter der Virtuosen Herz, Hünten und Thalberg, mit überladenen Titeln und leerem Passagenwerk die gute Stube des Wiedermeiers bald gesprengt, der spielerische Mozart bis hin zur Spieluhr und zum Walzwerk hätte noch eine Weile als der vermeintliche Mozart in den Köpfen gelebt. Erst Schumann hat sein wahres Wesen vielleicht wieder besser geahnt, als er in den kritischen Büchern der Davidbündler „Heiterkeit, Ruhe und Grazie“ als die „Kennzeichen der antiken Kunstwerke und der Mozartschen Schule“ erkannte, das alles aber zugleich schon in verhaltener Trauer über den Verlust „jener schönen Kunstalter, die Mozart regierte“. Nichts Wirkliches also, sondern etwas unwiederbringlich Entschwundenes, Vergangenes scheint ihm Mozart zu sein. Und wenige Jahre danach setzt sich Richard Wagner mit unserem Genius auseinander — wer dürfte erwarten, daß es anders geschah, als ausschließlich vom Standpunkt der Oper her, dem er auch in Mozarts Schaffen alles andere als zweitrangig unterordnet? „... daß wir in keiner seiner abso-

lut musikalischen Kompositionen, namentlich auch nicht in seinen Instrumentalwerken, die musikalische Kunst von ihm so weit und reich entwickelt sehen als in seinen Opern" — heißt es an einer Stelle, und bald darauf lesen wir im ersten Teil seiner Abhandlung über Oper und Drama noch dieses: „... wie wenig verstand dieser reichbegabteste aller Musiker das Kunststück unserer modernen Muskmacher, auf eine schale und unwürdige Grundlage goldflimmernde Musikthürme aufzuführen, und den Hingerissenen und Begeisterten zu spielen, wo alles Dichtwerk hohl und leer ist, um so recht zu zeigen, daß der Musiker der wahre Hauptkerl sei und alles machen könne, selbst aus dem Nichts etwas schaffen — ganz wie der liebe Gott! O wie ist mir Mozart innig lieb und hochverehrungswürdig, daß es ihm nicht möglich war, zum Titus eine Musik wie die des Don Juan, zu Così fan tutte eine wie die des Figaro zu erfinden: wie schmähtlich hätte dies die Musik entehren müssen!“ Bei aller Bewunderung bleibt Mozarts Werk für Wagner aber dann schließlich doch nur ein Torso, weil er „uns das Opernproblem klar gelöst... hätte, wenn eben der Dichter ihm begegnet wäre, dem er als Musiker gerade nur zu helfen gehabt hätte“. Dann endlich kristallisierte sich etwa um 1870 das Mozartbild des neuen Deutschland in der weltberühmten Deutung Otto Jahns, der in ihm den Dionysier im Schillerschen Sinne sah:

„Selig, welchen die Götter, die gnädigen, vor der Geburt schon liebten, welchen als Kind Venus im Arme gewiegt...“

Es war — wie ich glauben möchte — schon eine erste Reaktion auf die Revolution des Tristan und der Liszt-Atmosphäre in der Musik, wenn nach der Psychologisierung und Literarisierung der Klangwelt die Sehnsucht nach reiner apollinischer Höhenlust und nach erhabener Einfachheit gerade bei Mozart ihr Genüge fand und ihn zum Heros einer freilich zu eng verstandenen absoluten Musik erhob. Und wieder 50 Jahre später kam Hermann Abert, um unter dem Eindruck der ersten Hammerschläge des 20. Jahrhunderts im Weltkrieg die abgeklärte Heiterkeit Jahns zu zerstören und an ihre Stelle das Bild vom dämonischen Mozart zu setzen, dessen Charakteristisches er etwa in vielen mollgetrübten Durchführungen, in dem verhaltenen Welt Schmerz der G-moll-Sinfonie oder im Streichquintett der gleichen Tonart zu finden meinte. Für die Wissenschaft hat dieses Abertsche Mozartbild noch kaum an Gültigkeit verloren, wenigstens fehlt es noch an einer grundlegenden Antithese. Wie aber steht es um das Mozartbild des deutschen Volkes? Es ist im groben Umriss immer noch das Bild Otto Jahns. Man ergötzt sich an der Leichtigkeit der Divertimenti oder der kleinen Nachtmusik, man freut sich der listigen Verwicklungen seiner Opern, genießt die Gefühlstiefe ihrer Arien und nimmt seine Streichquartette in jedem Kammerkonzert als willkommene Entspannung etwa nach Reger oder Brahms.

Das ist zunächst seltsam ungereimt in unserem Mozartbild. Beim Hören überwiegt der entspannende Frohsinn, die tänzerische Grazie, ja, eine beglückende seeleliche Ausgewogenheit. Die Künstler selbst aber, Sänger sowohl wie Instrumentalisten, versichern uns, was ein jeder etwa aus eigenem Bemühen um Mozart bestätigen kann: daß nämlich kaum ein Komponist sich ihnen so schwer erschließt, kaum einer soviel Konzentration auf das Wesentliche, kaum einer ein so sorgfältiges Beachten technischer und klanglicher Einzelheiten erfordert wie Mozart, sollen nicht sofort sehr spürbare Lücken in der Deutung zurückbleiben. Bei Mozart rächt sich auch die kleinste Vernachlässigung im Augenblick; es ist, als ob noch in der Sekunde des Erklingens das schimmernde Mattgold seiner Musik entschwände, um einem leeren Tonspiel Platz zu machen. Es ist nicht ganz leicht, die Eigenart

dieses goldenen Schimmers Mozartscher Musik in Worte zu fassen. Man kommt ihr aber schon sehr nahe, wenn man einmal ähnlich lautende Melodik italienischer Komponisten des Mozartschen Zeitalters seiner Art zu musizieren gegenüberstellt. Man begreift dann, z. B. im Vergleich der Naturlieder hüben und drüben, die ganze seelische Ausweitung, die Mozart der äußeren Technik und der illustrativen Geste verleiht. Die Dramatisierung etwa des „Veilchen“, die doch zugleich auch wieder den ganzen lyrischen Grundgehalt des Gedichtes unangetastet läßt, gegenüber der unbekümmerten, zugleich aber melodisch nivellierten Situationsschilderung etwa eines „Bächleins“ in italienischer Zonsprache der gleichen Zeit tut unendlich viel mehr für die innere Anschauung Mozarts, als viele glitzernde und geistvolle Worte es vermöchten. Und wie mit den Dingen, so geht es Mozart erst recht mit den Menschen: immer schaut er hinter die Maske, die sie tragen. Er läßt sie ihnen aber willig und gern in kindlicher und kindischer Mitfreude an Schalk und Possenspiel. Er übernimmt die Intrige der altitalienischen Oper, übernimmt ihre Verkleidungszenen und ihre Liebeshändel, aber indem er sie als Menschen von Fleisch und Blut, gezeichnet mit allen menschlichen Fehlern und Schwächen hinstellt, läßt er ihren Charakter aufleuchten, ja vielmehr schonungslos offenbar werden bis zur Besinnung auf ethische und moralische Werte. Das bekannteste Beispiel dafür ist die Entwicklung, die die Gestalt des Don Giovanni bei ihm nimmt. Man übersieht aber zu leicht, daß auch viele andere Gestalten seiner Opern zu solch ethischem Bekenntnis von Mozart gezwungen werden. Oder sind nicht das Gebet der Gräfin um die Wiedergewinnung ihres Gatten, Sarastros priesterliche Güte, Susannes edle Vergeistigung eines lockenden Liebeswerbens, des Pagen halb kindhafte Scheu vor der Wirklichkeit des Lebens oder die amourösen Unternehmungen des Grafen, denen Mozart immer einen Hauch bitter-süßer Selbstironie gibt — sind sie nicht alle im Grunde geheime Anweisungen Mozarts zur Verantwortlichkeit gegenüber der eigenen Lebensführung? So wandelt sich das *dramma giocoso* — und nicht nur der Don Giovanni — unter seinen Händen in diesem Sinne zur *opera seria*, zur ernstesten Oper, zur Lebensschau im Sinne der Weltanschauung. Die Italiener bedurften der *seria* zur dramatisch erregenden Erhebung aus den Niederungen der *buffa*. Diese bot Bilder aus dem täglichen Leben und Erleben, jene überwiegend Bilder aus der Geschichte. Für Mozart aber steht auch das tägliche Leben, Lieben und Leiden vor dem Richterstuhl der Geschichte; Zeitliches und Überzeitliches werden eins bei ihm.

Woher kam ihm die Kraft zu solcher Gestaltung, die ihn weit abstellte von der Typisierung der Gefühle und Affekte durch seinen Zeitgenossen Glück, obgleich auch dieser schon nach der „Wahrheit“ seiner Charaktere strebte? Um Gründe zu finden — wie sinnvoll ist doch unsere Sprache! — muß man in die Tiefe gehen. Wie haben wir es Mozart zu danken, daß er diese Tiefe nicht nur im Werk erkennen ließ, sondern in kindlich gläubiger Erzählerfreude auch im Wort der Nachwelt erhielt! Greift zu seinen Briefen, ehe ihr seine Opern seht oder ehe seine Sinfonien erklingen sollen! Seht, wie scharf er die Menschen etwa in Italien zu beobachten und zu zeichnen vermag, wie er mit wenig Strichen sie in Wert oder Unwert vor uns hinstellt, meist streng im Urteil, wenn es sich um Künstler seines Faches handelt. Achtet darauf, wie ihm im Grunde seines Wesens dieses Italien fremd blieb, dessen Sprache er doch in den Opern vertonte und das den Knaben schon in Bologna, Mailand und Rom enthusiastisch empfing. Hört, wie der Ruf nach einer deutschen Oper in deutscher Sprache immer wieder aus seinem sehnsüchtigen Herzen heraufsteigt, wobei er nicht ahnte, daß in der sittlichen Größe

seiner Menschendarstellung eben die erste wahrhaft deutsche Oper geschaffen war, mit der er denn auch folgerichtig in Mailand und Wien auf den Widerstand weltlichen Empfindens stieß. Und steht vor allem, wie sein kindhafter Ernst in einem gläubigen Gottvertrauen verankert ist, das nicht nur beim Tode der Mutter in Paris so ergreifend zum Ausdruck kommt, sondern überall da, wo es um persönliche Dinge geht, entscheidend mitschwingt: um die Liebe zu Vater und Schwester oder um den Kampf um die geliebte Konstanze und um die Eheschließung selbst. Wie ein Schatten huschen die wunderbaren Gedanken vom „Tod als Freund“ vorüber, der ihm „der wahre Endzweck unseres Lebens ist. . . ich danke meinem Gott, daß er mir das Glück gönnt, mir die Gelegenheit zu verschaffen, ihn als den Schlüssel zu unserer wahren Glückseligkeit kennenzulernen“.

So schrieb Mozart als Einunddreißigjähriger, vier Jahre, bevor sich sein Schicksal erfüllte. Uns aber bleibt heute nur noch die Ehrfurcht vor der frühen Vollendung dieses Frühvollendeten, nein, vielmehr eigentlich vor seiner immerwährenden Vollendung. Ich wüßte keinen Großen der Musikgeschichte zu nennen, der sich so wenig entwickelt hätte wie er. Niemals sucht oder findet er die Gattung, die ihm „besonders läge“. Er ist immer für alles zugleich da, für die Oper, für die Kammermusik, für die Kirchenmusik, die sich alle ständig überschneiden und durchdringen. Ihm dient der Kontrapunkt Bachs — und nicht erst in Spätwerken — ebenso wie das „singende Allegro“ des Bach-Sohnes Christian, seines Londoner Freundes, und die spritzige Parlando-Technik italienischer Rezitative. Niemals scheint ihn auch die Gattung an sich zu erschöpfen; sämtliche fünf Violinkonzerte, die überhaupt aus seiner Feder stammen, sind in einem einzigen Jahre geschrieben. Das erste Streichquartett entsteht zusammen mit der ersten italienischen Oper auf der Italienreise des Vierzehnjährigen. Jedermann spürt aber in ihm schon den ganzen echten Mozart in jedem Takt, der nicht Haydn und noch viel weniger irgendein Italiener seiner Zeit sein könnte. Mozart ist immer fertig, und das bedeutet: mit sich selbst und seinem Werk im Einklang. Sendung und Lebensweg verschmelzen miteinander; die Tragik des mit dem Irdisch-Vergänglichen ringenden Künstlers ist ihm unbekannt geblieben, denn alle Unzulänglichkeit des Alltags bis hinab zu Dienstbotenfragen hat sein Werk nie beschattet, wie man es für Beethoven gern feststellen möchte, und der schwerste Kampf seines Lebens, der gegen den Erzbischof von Salzburg, ist nur ein Kampf um seine Ehre, nie ein Kampf um seine innere oder äußere Existenz gewesen, wozu ihn die Augen des Vaters haben machen wollen. Hier schwang sich der Genius in die reine Höhe idealistischer Deutung allen Lebens, die ihn wahrhaft über den Dingen stehen und darum auch erst wahrhaft in den Dingen froh sein ließ.

Wir denken an den Anfang zurück: auf den Standpunkt kommt es an. Auch dieser Standpunkt einer Mozartschau ist nur einer von vielen. Man mag den Berg umwandern und mancherlei andere Punkte finden, die wert sind des Verweilens: die Heimat, die stilistische Verbundenheit, den Zeitgeist zwischen Barock und Romantik — lauter reizvolle Möglichkeiten, aus denen sich Mozart uns erschließt. Bekennen wir aber in Ehrfurcht und zugleich in erregender Freude über das ganz Große, das hier auf Erden möglich ist, daß wir damit immer nur einen Weg zu Mozart gefunden haben. Wie weit uns das ganze Bild einmal zugänglich werden mag? Halten wir es mit Robert Schumann, der in seinen musikalischen Haus- und Lebensregeln vom Technischen zum Musikalischen aufsteigt, um schließlich in der Erkenntnis zu verharren, daß nur in der reinen Höhenluft sich die wahrhaft Großen dieser Erde begegnen: „Vielleicht“, so schreibt er seine Meinung an die

kleinen und großen Musesöhne seiner Zeit, „versteht nur der Genius den Genius ganz.“ Ein Schatten von Tragik mag über diesem Satze liegen; ständig aber auf dem Wege zur reinen Höhe zu sein, ständig uns um den Aufstieg zu bemühen, kann uns niemand verwehren.

PAUL FECHTER

Der aktuelle Leibniz

In diese letzten Wochen des Jahres fiel der 225. Todestag von Georg Wilhelm Leibniz. Er ist ohne viel Feierlichkeit vorbeigegangen: von den großen deutschen Philosophen der Vergangenheit ist Leibniz wohl der unbekannteste geblieben. Vor Kant, vor Fichte, vor Schopenhauer taucht beim Klang des Namens wenigstens eine Leitvorstellung auf: die reine Vernunft, das Ja und das Nicht-Ja, der Weltwille, und was es sonst an volkstümlich gewordenen Begriffen bei ihnen gibt. Bei Leibniz fehlt selbst das populäre Hauptwerk und sein Titel, geschweige denn die dieses Werk deckende Formel. Gewiß, da ist die prästabilierte Harmonie, da ist die Theodicee — was soll sich der unphilosophische Leser darunter vorstellen? Da ist die Monadologie: was hinter diesem Begriff liegt, bleibt Schatten und bloßer Klang, eigentlich ohne Vorstellung. Am volkstümlichsten ist noch der Freund Sophie Charlottens, der ersten preussischen Königin, der nachts um drei von ihren Festen heimwärtswannte: die Welt des Philosophen Leibniz ist ungreifbar geblieben, obwohl sie genau betrachtet von Jahrzehnt zu Jahrzehnt aktueller und zeitgemäßer geworden ist.

Wir leben heute im Zeitalter der sich wieder auflösenden Wirklichkeit. Die große Epoche der Naturwissenschaften, die von 1800 etwa bis zum Großen Kriege dauerte, hat diese Welt der wissenschaftlichen Wirklichkeit geschaffen, als allgemeinen Forschungssubstrat, ohne daß der Begriff Wissenschaft in der Luft geangen hätte. Die große, eine, allgemeingültige Wirklichkeit war das Postulat von Physik und Chemie, Astronomie und Atomlehre: niemand hat sie je gesehen, wenige sie gedacht; aber sie wuchs wie ein riesiger Schemen über den Leistungen der großen Physiker und Astronomen — als der stumme, geduldige Träger ihrer Berechnungen und Experimente, als das Ineinanderweben all der tausend Formeln und Bewegungsgesetze, die Physiker und Chemiker im Lauf dieses seltsamsten Jahrhunderts fanden und formulierten. Über allem Einzelnen, Lebendigen wuchs dieser Monismus des Abstrakten wie eine riesenhafte Spinnwebenwelt des Mathematischen auf, an deren Fäden Dinge und Menschen ihre Integral bedingten Bahnen und Kurven abließen, die sich zuletzt für das Leben selber hielten.

Diese Welt, die noch um 1900 groß und mächtig und unangefochten über allem herrschte, ist langsam ins Bröckeln und Wanken geraten. Erst kamen die Physiker selbst und bauten ihre unentrinnbare Schicksalsmacht ab, gaben der Natur das Recht auf ihre unmathematische Natürlichkeit zurück. Von den Quanten Plancks bis zur Auflösung der überall gültigen Zeit bei Lorenz, von der vorsichtigen Entthronung der Kausalität bis zu den Eingriffen der Beobachtung in den Ablauf des zu Beobachtenden — überall sank ein Stückchen der großen allgemeinen Mechanik der Welt, brach ein Träger ihrer allgemeingültigen Wirklichkeit zusammen. Dann

kam die Philosophie und nahm die Wendung vom Denken der abstrakten Überwesenheiten zum Leben zurück: aus den großen Totalitätsvisionen Hegels und Schopenhauers, in denen für den Einzelnen und sein Leben kaum noch Platz war, löste sich wieder das Gefühl für das eigentlich Wirkliche, das Lebendige, für das Zentrum des Daseins, dem zuletzt auch die Welt erst ihr Zentrum verdankte. Der Monismus des Geistes glitt aus der reinen Abstraktion zurück in die Existenz und ihre Abgründe; von Kierkegaard und Nietzsche aus nahm die Philosophie eine Wendung, die durchaus den Vorgängen im Bereich der Existenz, der wissenschaftlichen Weltdeutung entsprach. Hier wie dort löste sich der nicht zu verwirklichende Kosmos der Totalität, schlug das Pendel nach der entgegengesetzten Seite aus. Es hat von heute aus gesehen einen seltsam guten Sinn, daß am Beginn dieser Entwicklung Nietzsches Zeitgenosse Julius Bahnsen steht, der nicht nur mit seiner Charakterologie ebenfalls den Rückweg zum Leben, zum Menschen fand, sondern der auch als Erster die neue Aktualität von Leibniz witterte. Er löst Schopenhauers einen Weltwillen in die Vielheit seiner Willenshenaden, macht schon mit der Terminologie die Verbeugung vor dem großen Vorgänger, den selbst die naturwissenschaftliche Zeit trotz der analysis indivisibilium bis dahin übersehen hatte.

Auch bei Bahnsen blieb die Wendung zu Leibniz noch, man möchte sagen, philosophisch im alten Sinn, vollzog sich viel mehr vom abstrakt Denkerischen aus als vom seelisch Empirischen. Der Einbruch des Lebens mußte vorangehen, ehe der Prozeß der Auflockerung des Abstrakten von der konkreten Erfahrung aus wirklich fruchtbar werden konnte. Sinnbild dieses Einbruchs im Naturwissenschaftlichen wurde die Umweltlehre des Barons von Uexküll; er vollzog die Aufteilung der einen begrifflichen, des lebendigen Anschauungszentrums beraubten Welt in die Vielheit seiner Umwelten um Menschen und Tiere, in das Mit- und Nebeneinander unzähliger Welten, deren jede für sich war, jede ihren eigenen, unwandelbaren Mittelpunkt hatte — und von denen keine je mit irgendeiner der andern zur Deckung gebracht werden konnte. Ein Biologe, ein Mann der Naturwissenschaften, der als Balte die fast schon ererbte Beziehung zur Philosophie mitbrachte, konnte diesen Schritt tun, das Existentielle auch im Bereich des Exakten zur Geltung bringen und damit die so lange abseitsliegende Leistung des Verfassers der Monadologie wieder in den Ablauf der geistigen Bewegung hineinstellen.

Ein Jahrhundertwandel wird fühlbar, wenn man einmal von den Umwelten des Barons Uexküll auf die Monaden des Herrn von Leibniz zurückblickt. Das Zeitgemäße in der abstrakten Verkleidung des 18. Jahrhunderts wird am Heutigen mit fast überraschender Deutlichkeit sichtbar, zugleich die überlegene Vision, mit der Leibniz sein Weltbild von allen Bindungen der eigenen Zeit zu lösen vermochte. Er nahm die Wendung nach innen vorweg, die sich heute, seit einem guten Menschenalter etwa, immer deutlicher fühlbar vollzieht. Der Fiktion der einen allgemeingültigen Wirklichkeit der Welt stellte er die ebenso allgemeingültige des Daseins von innen, und zwar des vielfachen, nicht monistisch vereinfachten und gebundenen entgegen — in seinen Monaden, die im Grunde die Umwelten des Barons Uexküll vom Denkerischen her vorwegnahmen. Die Monade und ihre Entfaltung aus der Unbewußtheit zur bewußten geistigen Existenz ist die vom Empirischen gelöste Umwelt Uexküls, die ebenfalls aus dem dumpfen, ungewußten Dasein des Kindes über die noch unreflektierte Realität der empfundenen Wirklichkeit aufsteigt zur durchleuchteten Welt des Erkannten und zugleich vor derselben Aufgabe, demselben Problem steht wie Leibniz, nämlich aus der Vielfalt der Einzelnen zuletzt doch wieder die Einheit des Ganzen, die Allgemeinverbindlichkeit des Überindividuellen

abzuleiten. Leibniz schuf sie durch sein großartiges Machtwort der prästabilierten Harmonie: der Biologe von heute gibt mit ein bißchen anderen Worten das gleiche, weil ja im Grunde hier wie dort an diesem Punkt das Geheimnis des So-und-nicht-anders-Seins, eben der Verbundenheit, des Allgemeinen im Individuellen einsekt. Der Schöpfer der Infinitesimalrechnung wußte schon von der Mathematik her um die Unentrinnbarkeit des überpersönlichen Denkens und damit auch des Seins: der Forscher von heute kommt von der Seite des Lebens und damit des Seins zu dem gleichen Ergebnis; er ist skeptischer gegen die Ergebnisse des menschlichen Wissens und Denkens, gestattet nicht nur der Weiblichkeit, sie als männliche Schnörkeleien über den ewig in aller Vielfalt sich gleichbleibenden Grundlagen des Lebens zu nehmen: er hat das gleiche Wissen um das Allgemeingültige, Allgemeinverbindliche als Voraussetzung aller Bereiche und Voraussetzungen des Daseins.

Das aber ist recht eigentlich das, was Werk und Gestalt des Freundes der ersten Preußenkönigin über zwei Jahrhunderte hinweg so zeitgemäß und wirksam macht: daß er jenseits aller Stabilisierung des Einzelnen im Mittelpunkt seiner besonderen fensterlosen Welt niemals das Isolierende, sondern immer nur das Vereinende, niemals das Trennende, Aussondernde, sondern immer nur das Zusammen, das Verbindende und Verbundene sah und empfand. Seine Welt war wie die des Barons Uexküll eine Welt der Vielheit: aber diese Vielheit war zuletzt im Denken und Fühlen, im Leben und Sein eine Einheit — wenn man will eine Totalität. Sie ergab sich bei Leibniz mehr auf dem Wege des Denkens, während der Heutige sie vom Leben her findet: das Ergebnis ist das gleiche. Er schuf diese Einheit nicht durch Dekret, erreichte die Harmonie seiner Monaden nicht durch einen Machtspruch, der — bildhaft gesprochen — ihre freie Form der Kugeleristenz einzwängte in die raumlose sechseckige Wabenexistenz eines philosophischen Zellendaseins: sie ergab sich ihm vielmehr aus dem freien Glück der Übereinstimmung aller mit allen, die ihm identisch mit dem gewußten wie dem ungewußten Leben war. Der Denker Leibniz, um den es Sophie Charlotte ging, wenn sie aus ihm das Warum des Warum herauspressen wollte, gehört mit seiner Leistung seinem Jahrhundert; der Mensch, der nicht nur mit dem Kopf, sondern mit seiner ganzen Existenz philosophierte, gehört der Gegenwart und der Zukunft, die von ihm noch manches zu empfangen haben wird.

WOLFGANG KLUGE

Kurt Kluge und Elisabeth Förster=Nietzsche

Schräg über die erste Seite des Fragment geliebten Romans „Das Augenglied“ ist mit Bleistift in fliehenden Buchstaben geschrieben: „Alles sein, nichts von der Welt wollen.“ Die schreibende Hand unterstrich hastig die ersten beiden Worte und umrahmte dann den Spruch mit eiligen, schiefen Bleistiftstrichen. Die Wahrheit dieser Worte, die hier mit unbedingter Notwendigkeit ausgesprochen werden mußte, lebte ungesagt schon in allen Werken, die Kurt Kluge schuf.

Alle, die das Werk und den Menschen dahinter gekannt hatten, mußten ihn herausgeführt haben. Diese Worte entstanden nicht erst, als er sie niederschrieb über seine letzte Handschrift, sondern sie entstanden, als er seine ersten Werke schuf.

Im Jahre 1910 starb seine Mutter. Kurt Kluge war 24 Jahre damals. Aus diesem Todeserlebnis erwuchs der Zyklus der Radierungen „Meiner Mutter“. Er zeigt eine zuerst fast erschreckende innere Wandlung gegenüber den früheren Arbeiten. Aus diesen Blättern steigt die herbe und leuchtende Klarheit des Herbstlichts mit seinen schwarzen Schatten. Das letzte Blatt „Sterben“ versinnbildlicht die Begegnung des Menschen mit dem Tode. Im Vordergrund segnet der Tod die Erde des offenen Grabes, hinter ihm der Mensch auf den Knien, das Antlitz zur Erde neigend, in der Ferne schattenhaft der ewige Zug der Menschen, die den Berg hinauf ihr Kreuz tragen.

Kurt Kluge erweist das erstmal dem Tode seine Reverenz.

Er schlägt den Grundalford an, der von dem Tage aus durch sein ganzes Leben klingen soll.

So sieht der Kurt Kluge aus, der im späten Sommer des Jahres 1911 Frau Elisabeth Förster-Nietzsche gegenübertritt. Innerlich einsam, vergeblich auf ein Echo horschend. In gläubigem Vertrauen legt dieser Unbekannte alle seine bis dahin entstandenen Werke in ihre Hände. Das ist die zweite, aber entscheidende Wendung in seinem Leben: Elisabeth Förster-Nietzsche nimmt ihn herzlich auf. In einem Brief im Herbst 1911 schreibt er ihr erschüttert von ihrer Güte: „Seien Sie doch versichert, daß nun in der Welt ein Mensch mehr lebt, über dessen ganzes Sein und Weben Sie verfügen können, dessen ganze Seele und dieser Seele ganze Dankbarkeit um Ihr Bild den Kranz tiefinnigen Gedenkens treulich windet... Nach dem tragischen Tode meiner Mutter, der ich Unendliches verdanke, habe ich zum ersten Male wieder das unerklärlich beruhigende Walten feiner, milder Frauenhände erlebt. Wie ein Strom von Segen floss diese Milde edelsten Frauengeistes an jenem 8. August durch die Stunden... Über das alles hinaus fand ich am Ende das Wort ‚heimisch‘. Das aber kommt von Heimat. Und nur die Erwägung, daß dieses köstlichste der Worte zwischen der silbernen Höhe und mir überhaupt einmal aufleuchten kann, bedeutet mir ein tiefes Glück. So befreiend, daß ich es Trost nennen kann — ein Name, den der ganz schätzt, dem die wirkliche Heimat nur noch Erinnerung ist.“

In Bann und Obhut dieser großen Frau unter dem Klang der Musik seines Vaters können nun die drängenden Werke frei werden. 1912 — 1913 entstehen die Zyklen „Geschichte einer Erlösung“ und „Vom Dichter“. Das „Pacem“-Gedicht wird begonnen. Zahlreicher werden die Besuche im Nietzsches-Archiv, immer stärker die Eindrücke und Weisungen, die er von seiner „mütterlichen Freundin“ empfängt. Mit seinem Verstehen stärkt sie ihn auf seinem eigenen, schweren Weg, mit der sanften, wegweisenden Unnachgiebigkeit, wie sie nur Frauenhänden gegeben ist.

„Daß es mir vergönnt war, Ihnen nahezutreten, betrachte ich als einen der größten Glücksfälle meines Lebens: nicht nur wegen der wundervollen Stunden, die Sie mir bereitet haben — vor allem wegen des Richtungsgebenden, das neu in meine Lebensführung gekommen ist... Sie haben mir Tage geschaffen, die zu den allernervollsten gehören und — das Beste, was ich als Künstler sagen kann — auch zu den reichsten und fruchtbarsten. Ihrer Güte verdanke ich den Anblick des Lebens von einer neuen Seite: In heiterer Wahrhaftigkeit einer Idee zu dienen, sich ihr selbstlos aufopfern zu können ganz ohne große Gebärden — als wäre das Außerordentliche das Selbstverständliche.“

Der Ursprung des Wortes „Alles sein, nichts von der Welt wollen“ liegt in der Enttäuschung und im Schmerz. Und schmerzvollste Erfahrungen bleiben auch ihm nicht erspart: zu äußeren Lebensorgen tritt innere, tiefe schöpferische Not, die sich in den Arbeiten dieser Zeit dunkel widerspiegelt; am erschütterndsten in der kleinen Radierung „Zwecklos“. Aber zwei Menschen rissen ihn mit „rascher Hand“ aus der Qual und Dumpfheit dieses Zustandes: Elisabeth Förster-Nietzsche und Richard Dehmel, der ihn in seinem gelben Atelier aufsucht. Kurt Kluge beginnt seine Porträtbüste. „O gnädige Frau, erhalten Sie mir Ihre gütige Freundschaft . . . Sie haben in manches Künstlers und Dichters Leben verwirrte Fäden freundlich lächelnd auseinandergelegt — nun auch in meinem!“

Eine große Zeit der Arbeit beginnt. Zur Graphik, Dichtung und Malerei tritt die Bildhauerei. Das Atelier wird vergrößert. Aus Italien kommen große Marmorblöcke herauf. Er beginnt den Spruch: „Alles sein, nichts von der Welt wollen“ mit harten Schlägen in sein Leben zu meißeln.

„Ich habe nie so gearbeitet wie in dieser Zeit. Meine Werke fließen heraus, ohne Seelenqual, leicht, ja heiter — Morgenrot, o gnädige Frau, ich sehe den Horizont brennen von Morgenrot! Ihre Anteilnahme aber ist das erste Zeichen des Sieges an meinem Wege — der allerdings je höher, je steiler und schwerer wird.“

Sein Leben bestätigte diese Ahnung: Sein Weg, den er gehen sollte, führte ihn hoch. Und er war steil und schwer, dieser Höhenweg von der Biskaya nach Taschkent. Er erlebte auf diesem Wege die höchste menschliche Freude, die Freude des Schaffens. Und er erlebte den tiefsten Schmerz, den Schmerz der Steine, die man nach ihm auf den Weg warf. Richard Dehmel schrieb ihm im März 1913: „Aus den Steinen, die uns der Unverstand nachwirft, werden später Denkmäler gebaut.“

Das Zusammentreffen Kurt Kluges mit Elisabeth Förster-Nietzsche ist ein glückvolles Wirken seines Schicksals gewesen. Für die Entwicklung seines Lebens und seiner Werke jedoch ist es von höchster Bedeutung. Denn richtungweisend stand sie auf seinem ersten Wege. Fast jedem Künstler schenkte sein Schicksal den Menschen, den er auf seinem Wege brauchte. Stefan George sagte in späteren Jahren dazu: „Warum Gott mir das gewährte, weiß ich nicht, aber es war wohl nötig so.“ In einem seiner letzten Briefe an Elisabeth Förster-Nietzsche sagt Kurt Kluge ihr noch einmal in erschütterten Worten seinen Dank und bittet sie, die greise Schwester Friedrich Nietzsches, um ihren Segen:

„. . . aber zu diesem muß ich Zeit finden: Ihnen danken, hochverehrte gnädige Frau, für alles, was Sie mir getan haben an Gutem und Mutmachendem seit jenem unvergeßlichen Julitage 1910, an dem ich — noch Schüler der Akademie — vor Ihnen zu stehen die Ehre und das Glück hatte. Seitdem wuchs mein Werk. Nun stehe ich wieder an einem Anfange. Falle ich, reise ich meine Kunst mit hinab. Aber ich falle nicht. So klopfe ich denn wieder an Ihre Türe, alles geht mir dabei durch den Sinn, was Sie gesagt, geschrieben und geschaffen haben und wer Ihr großer Bruder war: Gnädige Frau, geben Sie Ihrem getreuen und dankbaren Kurt Kluge den Segen auch auf den neuen Weg, dessen Ende er nicht erkennen kann.“

„Alles sein, nichts von der Welt wollen“ stand über diesem Leben. Die Worte selbst schrieb er erst in den letzten Monaten auf. Ihr Ursprung liegt in der Enttäuschung und im Schmerz — ihr Sinn aber ist unendliches Schenken, denn „was aus sich selber lebt, erlebt bewegend“. Das Bewegende ist uns geblieben, sein „Alles sein“ aber nimmt er mit von Tod zu Tod.

R u n d s i c h a u

Vom Tode. Der November liegt hinter uns. Er pflegt in unseren Breiten der traurigste Monat des Jahres zu sein, der eigentliche Gegenmonat des Mai, wenn er ihm schon zeitlich nicht genau oppositionell ist. Der religiöse Brauch hat seit eh und je in ihn die Gedenktage der Toten, Heiligen und Seligen verlegt. Und doch gilt dies alles nur für friedliche, einigermaßen normale Verhältnisse, unter denen der Mensch für die große, aber doch immer nur gleichsam lustige Wirklichkeitsmacht der Stimmungen Sinn und Zeit hat. Der eigentliche Lebensablauf kummert sich indessen wenig um unsere Stimmungen und um Gedanken, die aus Stimmungen fließen. Was hat das Todesdenken, die Vergänglichkeitsmelancholie und Grabesstimmung der novemberlichen äußeren und inneren Natur mit wirklichem Leben und wirklichem Sterben zu tun, das allemal erst, sei es nun auf der Lebensseite mit den Anforderungen des Tages an unsere Tätigkeit, sei es auf der Todesseite mit der Gewalt schicksalhafter Ereignisse mit jeglichem Stimmungsparfüm und farbigem Spinnwebgewebe des Denkens in unserm Innern aufräumt! Heute, da der Tod alltätiglich mit einer Gewalt und Gegenwart sondergleichen in unserm Leben und unter unseren besten, wärmsten Lebendigen wütet, braucht es nicht besonderer Tage für ein „memento mori“. Das heißt freilich nicht, daß man uns nun vice versa mit einem „memento vivere“ kommen sollte, und sei es selbst mit einem solchen im Goetheschen Stile. Die Frage aber nach dem Sinn des Todes und seinem Platz im religiösen Leben wird gerade von unseren Soldaten mit steigender Stärke gestellt, wie aus vielen Zuschriften hervorgeht. Sie können mit Antworten nichts anfangen, die die Zeichen wipfeldürer Abstraktion tragen. Denn solche Abstraktion spannt ein Denken vor das Wirklichkeitserlebnis, während die Situation bei uns und besonders die an der Front im Erleben des Soldaten doch dadurch gekennzeichnet ist, daß das Wirkliche mit den Extremen von Tod und Grauen außen und innen in einer Flutwelle sondergleichen jede gedankliche Fixierung, jede Reserve, jeden Damm von vorgefaßten Gedanken wie Kartenhäuser fortschwemmt. Gerade weil man noch Religion hegt, an Vernunft glaubt, Philosophie und Kunst liebt und in Würden hält, muß man sich darüber klar sein, daß selbst für diese obersten und stabilsten Werte und Wahrheiten ein Minimum an Fassung, Ruhe, Normalität, kurzum an „Leben“ in der Menschenseele reserviert sein muß, und daß im eigentlichen Tode, wofern dieser oder jener (und bei Gott und wahrhaftig ja nicht jeder Lebendige Mensch) eines solchen „eigentlichen Todes“, eines Auge-in-Auge-Erlebnisses der Vergänglichkeit gewürdigt oder zu ihm verdammt wird, daß in diesem eigentlichen Tode auch „Gott uns verläßt“. Hier liegt die Quelle, und zwar schon im Weltkrieg und seinen Folgeerscheinungen lag hier die Quelle für den gefährlichsten, weil am ernstesten zu nehmenden Nihilismus, Zynismus, Agnostizismus und Atheismus, wie ihn jeder Krieg als eine seiner schwersten Erbschaften und Aufgaben der kommenden Zeit zu hinterlassen pflegt. Man denke: die vielen jungen und zum Teil nur mit einer den irdischen Ordnungen angepaßten Weltanschauung stabilisierten Menschen und Seelen hineingerissen in ein Äußerstes an metaphysischer Erlebenswucht und Erlebensbreite negativster und „unbegreiflichster“ Art! Zeitmangel zum Denken, Gewöhnung an das Außerordentliche, die Kraft und Festigkeit der militärischen Lebens- und Tagesordnung, das Bewußtsein der guten Sache und des Erfolges mit ihr, alles dies sind gewiß

nicht gering zu schätzende Stützen innerer Ordnung auch in der ungeheuren (und für das junge Leben im Gegensatz zum älteren), so ungeheuer neuen Situation. Der „irrationale Nest“, um es bescheiden auszudrücken, wird aber auch so noch in vielen Fällen ein Drachenkeim in den Seelen für ihre künftige friedliche Rückkehr ins Leben sein. Es ist vor einiger Zeit einmal von einer psychiatrischen Autorität darauf hingewiesen worden, daß Geisteskrankheiten nicht aus sogenannten seelischen Ursachen, aus schweren und grauenvollen Erlebnissen entstehen könnten. Diese wissenschaftliche Erkenntnis hat bestimmt, auch wenn sie nur eine Regel und wie solche Regeln nicht ohne Ausnahme gültig sein sollte, etwas sehr Tröstliches. Man muß indessen wohl vom Krankheitsbilde des Geistes ein Störungsbild unterscheiden, das sich nicht in einem medizinischen und pathologischen Sinne als Krankheit äußert, aber doch eine kausal und mechanisch verursachte Veränderung des gesunden und normalen Denkens darstellt. In einem solchen Sinne sind nun alle negativen Denkweisen, wie sie aus Anlage, oft aber eben auch aus begrenzten, unvergeßbar schweren und unbegriffenen Erlebnissen herkommen können, Störungsbilder des gesunden Lebens und Geisteslebens, und mit diesen wird man vielleicht künftig öfter zu rechnen haben, auf sie und ihre Korrektur muß schon heute, soweit dies möglich ist, mit der immer wieder erneuerten und gefestigten Betonung des Richtigen, Wahren, Guten, Gesunden eingewirkt werden. Wir wissen, daß die Zentralidee alles Guten, Wahren, Höhen, Gesunden und damit das einzige und letzte Refugium gegen Tod, Grauen, Chaos, Teufel und die Abgründe der Furcht für den Menschen immer nur Gott sein kann, und daß es „seine Sache“, nicht aber ein Gegenstand unseres Rechtsens ist, wenn auch er es vielleicht einmal beliebt, in den Augenblicken der äußersten Bedrängnis ebenfalls „nur als eine hohe Idee“, aber als keine greifbare Wirklichkeit für uns zu erscheinen. Der Tod, wie er erlebt wird und heute seine große Zeit hat, ist nun gewiß eine solche äußerste Bedrängnis, über deren Sein oder Nichtsein wir Einzelnen keine Gewalt besitzen und daher auch für den Grad der Furcht nicht garantieren können, der uns ergreifen kann. Doch erst die Verbindung von Tod und Teufel, die Anpassung unseres ganzen theoretischen und praktischen Denkens an den Aspekt der Vernichtung und ihre fürchterlichen Folgen bei unserem danach wieder ins Leben zurückgekehrten Denken und Handeln sind die eigentlichen Gefahren solcher Erlebnisse und solcher Epochen; die Gefahren und damit zugleich die Aufgaben, denen gegenüber die Kraft der menschlichen Gemeinschaft in jedem Einzelnen und über jeden Einzelnen hinaus ständig eingesetzt werden muß mit dem immer wieder erneuerten Glauben an das Leben, an das Gute, an das Wahre, an Gott — „und wenn die Welt voll Teufel wär“.

Und vom Troste. Ihn spenden zu können, ist wenig Menschen gegeben, denn Seelenadel, eigene Klarheit und Festigkeit, Herzenstakt und auch wohl eigenes Leidenerlebnis sind die Voraussetzungen, Worte zu finden, die dem trauererfüllten Herzen mehr bedeuten als ein gutgemeintes Zeichen der Teilnahme. In der gesamten deutschen Briefliteratur bleiben nur wenige Körner echten Trostes auf der Schaufel. Sie hat mit seinem Gefühl Otto Heuschke gesammelt in einem schmalen Bändchen „Trostbriefe“ (Kassel, Värenreiter-Verlag. RM 1,80). Von diesen menschlichen Dokumenten mögen zwei gerade jetzt hier Platz finden. Albrecht von Noon schreibt an seine Gattin über den Tod des eigenen Sohnes am 8. 9. 1870: „Geliebte A.! Du wirst, wie ich fürchte, zu Deinem heutigen Geburtstage die Trauerbotschaften vom 2ten und 3ten empfangen und zu lesen haben. Ein schmerzlicher Geburtstag! Gott stärke und stille Dein Mutterherz, auf daß Du den

Schlag mit kindlich-ergebenem Sinne hinzunehmen vermagst. Ich bin körperlich ganz entzwei davon — war zwei Tage sogar bettlägerig, da eine Art Ruhranfall dazugekommen war. Wegner, der zufällig hier und mich mit St. gemeinsam behandelte, erzählte mir, der Kronprinz habe eben solchen Anfall gehabt. — Ich bin heute zwar noch etwas schwachbeinig aufgestanden, aber die Krankheit scheint ganz überwunden . . . Was ich als alter Mensch in den Tagen vom 30. August bis 3. September körperlich ausgestanden, war nicht gering und nun dazu der Seelenschmerz, — ich darf wohl zufrieden sein, daß kein üblerer Ausgang darauf erfolgt ist . . . Im Übrigen laß uns der heutigen Lösung gedenken: „Ich danke Dir, Herr mein Gott, von ganzem Herzen und ehre Deinen Namen ewiglich!“ Ja, zu danken, von Herzen zu danken, statt zu klagen: dazu bin ich, namentlich am heutigen Tage, ganz besonders berufen. Unser Sohn ist uns vorausgegangen, was ist das weiter! Und sein Abgang aus dieser Zeitlichkeit war ehrenreich, seine Sterbestunde sanft und selig. — Gott sei mit Dir an diesem schmerzreichen Festtage ganz besonders, damit Du seine Nähe deutlich fühlen mögest. Er sei auch mit Deinem alten Manne.“ — Im Weltkrieg schreibt Walter Horwitz an eine Freundin: „Bahnhof Poelcapelle, 12. Januar 1915. Nun endlich finde ich Zeit und Sammlung, Dir zu danken für Deinen tapferen Brief, in dem Du mir die schwere, traurige Nachricht vom Tode unseres lieben Hans sandtest. Eben vor Weihnachten hatte ich es schon von Gotthilf erfahren; wir lagen in Westroosebeke im Quartier. Er kam verstört zu mir herein und raunte mir zu, er habe eine traurige Nachricht von zu Hause empfangen, und dann war es auch schon heraus: „Hans ist gefallen.“ Wir gingen hinaus und ich suchte vergebens nach Worten des Trostes; auch nur meine Teilnahme ihm auszudrücken war mir unmöglich; ich fühlte zu deutlich, wieviel er, Du, wir alle da verloren haben. Und so weiß ich Dir auch heute nichts zu sagen, wo ich endlich dazu schreite, Dir wenigstens anzudeuten, wie ich mit Dir um Deinen herrlichen Kameraden trauere. Nur ein Wort kommt mir wieder in den Sinn, das ich vor einiger Zeit auch den Meinigen geschrieben habe, damit sie sich daran halten, wenn der Herr auch mich abberufen sollte: es muß und soll hinweghelfen über Not und Tod unserer Lieben: „Der Tod ist verschlungen in den Sieg!“ Als Brahms sein himmlisches „Deutsches Requiem“ dichtete, um sich über den Tod seiner geliebten Mutter zu trösten, machte er dies Bibelwort zum Höhepunkt, weil es ihm alle Kräfte enthielt, die über das Unvermeidliche hinweghelfen. So habe ich es den Meinigen zugerufen, so sende ich es auch Dir heute, liebe Freundin, obwohl ich weiß, daß Dein tapferes deutsches Herz in sich selbst Kraft genug besessen hat, über den schweren Verlust hinwegzukommen. Und doch wird es Dir wohlthun, wenn Du siehst, daß die Menschen, welche Deinem gefallenem Helden nahegestanden haben, Deinen Schmerz teilen und verstehen. Liebe Freundin, wir sehen ja fast täglich dem Tod ins Auge, da wird die Seele im Angesicht der Ewigkeit ganz stille, unsere Besten sind bereit, den Weg zu gehen, den unser geliebter Hans vorangegangen ist als ein leuchtendes Beispiel; von ganzem Herzen sind wir bereit, weil wir reif geworden sind für die große Ernte und den Schnitter würdig und freiwillig empfangen wollen, wenn seine Sense nach uns ausholt . . .“ — Solche Worte haben die Kraft des echten Trostes.

Ernst Kammerer †. Im Osten ist ein junger hochbegabter deutscher Feuilletonist gefallen, der Münchener Schriftsteller Ernst Kammerer. Das deutsche Feuilleton, heute deutlich in der Rückbildung zu wesentlichem Gehalt und zu stilistischer Feinheit begriffen, die ihm beide freilich angehörs der klassischen Würdenträger

seiner Tradition von Abraham a Sancta Clara bis zu Kürnberger, von Claudius bis zu Auburtin dringend not tun, hat gegenwärtig nicht allzu viele Namen von zweifelbarem Werte aufzuweisen. Sie waren und sind erst im Heranwachsen. Kammerer stand unter den um 1910 geborenen Poeten dieses dichterischen Bezirks der Presse an erster Stelle. Kammerer besaß die neugierigen Augen, die gespikten Ohren und das empfindsame Herz, welche die Werkzeuge eines Mannes sind, der Feuilletons schreibt. Zusätzlich war er ein feiner Stilist. Er hatte ein Faible für Barock und Rokoko. Sie lagen seinem Wesen. Aus diesem wieder schimmerten sie in seinen Stil über. Zeuge dafür, daß er etwas zu sagen hatte, Zeugnis dafür, daß er elegant und humorvoll wie ein ausgereifter Meister der kleinen Form zu sagen wußte, sind seine Beiträge aus der Feuilleton-Anthologie „Die Luftschaukel“ (1939), aus seinem ersten eigenen Feuilletonbüchel „Alltag bis Zwetschgendatsch!“ (1939) und seinem zweiten „Amazone bis Zitrone“ (1941). Geboren und beheimatet war er in München. Ganz und gar war er ein Gewächs des Bodens, dem wir Männer wie Josef Hofmiller und Ernst Penzoldt verdanken. München, Münchens Kunst, sein Theater und seine Menschen, Süddeuschlands kulturelle Schätze hat er mit der gesprächigen Zärtlichkeit beschrieben, die Verliebten eignet. Es ist schade um ihn. Er war erst 32 Jahre alt. Dennoch ist er durch seinen frühen Tod etwas geworden, für das er noch Jahrzehnte Zeit zu haben glaubte: ein Klassiker, wenngleich nur ein Klassiker der kleinen Form. Möge es ihm, da er Drüben seinen Vorgängern die Hand reicht, genug sein, da es „Hüben“ den Nachstrebenden genügt.

Oswald Spengler als Begleiter. Wenn aus der Welt des Frontsoldaten, die so scharf sich absetzt von der Welt der Heimat und für den Soldaten die eigentliche Welt ist, so daß für ihn die Heimat und die Familie in gewissem Sinne die Fremde bedeuten, Anregungen nach Hause kommen und Verlangen nach bestimmter geistiger Kost, so muß es eine Ehrenpflicht der Heimat sein, durch die Verwirklichung solcher Anregungen die Bande fester zu knüpfen zwischen der Welt des Soldaten und der der Heimat, die manchmal so dünn geworden sind, daß sie am Zerreißen stehen. Einer Anregung von der Front verdankt der schmale Wand sein Entstehen, den Hildegard Kornhardt geschaffen hat unter dem Titel: „Oswald Spengler, Gedanken“ (München, E. H. Beck. RM 3.80). Ausgesprochen wurde gewünscht, Spenglers Gedanken zusammenzustellen, welche von der „Haltung“ und dem „In Form sein“ handeln. Die berufene und treue Pflegerin des Spenglerschen Erbes hat aus seinem Werke und dankenswerterweise besonders aus dem unveröffentlichten Nachlaß Aussprüche zusammengestellt, in denen Spengler vom Menschen, seinem Wesen und seinem Leben, seinem Verhältnis zum Nebenmenschen, zur Umwelt besonders des Staates und zu den großen Mächten des Schicksals und der Gottheit handelt. So ist ein Spengler-Bademefum entstanden, das in überzeugender Form die Einmaligkeit und Einzigartigkeit des Phänomens Spengler bestätigt. Selbstverständlich ist es bei einer solchen Auswahl nicht zu vermeiden, daß innerhalb einer Sammlung aus dem Zusammenhang genommener Aussprüche auch Widersprechendes herauszulesen ist, aber die Einheit der geistigen Person Spenglers gibt dem Ganzen die höhere Einheit. Von dem bisher Unveröffentlichten mögen einige Gedanken hier ihren Platz finden: „Der Einzelne ist frei. Er tut, was er will. Aber gerade der große Einzelne will, was die Zeit will, nämlich die kommende Zeit. — Wenn eine große weltgeschichtliche Situation gegeben ist, nimmt der erstbeste den Platz ein; wenn sie es nicht ist, kann auch der größte Mensch seinen Platz nicht finden. Große Männer sind also etwas anderes als welthistorische Per-

sönlichkeiten. — Unter den weltbewegenden Personen sind nur sehr wenige Genies, und nur wenige der Genies haben die Welt bewegt: meist waren es viel geringere Personen, die der Zufall an ihren Platz stellte. — Um glauben zu können, muß man eine schlichte Seele haben: das allein ist Gnade. — Wer Leib und Seele trennt, hat keins von beiden. — Der Gegensatz von vornehm ist nicht arm, sondern gemein. — Gemeinschaftsgefühl und Herdengefühl sind ganz verschiedene Dinge — das eine opfert das Ich, das andere kriecht aus Mangel an einem Ich zusammen. — Der Irrtum eines großen Denkers ist wertvoller als die Wahrheit eines Mittelmäßigen. Je wissenschaftlicher ein Philosoph arbeitet, desto unbedeutender ist er. Ein großer Denker kann auch noch ein großer Mann der Wissenschaft sein, und er ist es oft genug; aber der Philosoph selbst ist nicht Wissenschaftler. — Schicksal ist schon: Wo, wann, als was man geboren wird, in welchem Jahr, in welchem Volk, in welcher Schicht; aber auch in welchem Körper und welcher Seele: krank, belastet, schwach, als Krüppel, mit welchen Charakteranlagen. Die Tragödien der Einzelnen liegen in dem Widerspruch dieser inneren und der äußeren Schicksale. Die Art, wie jeder damit fertig wird, kennzeichnet seinen Rang: stolz, feige, gemein, groß, sich selbst Gesetz, gesetzeslos. — Ich glaube nicht, daß ein tiefbedeutender Mensch in seinem Leben je durch plumpe Zufälle, das große Los z. B., Epoche macht. Das geschieht nur in einem Leben, das ohnehin auf die Leere gestellt ist. Das Schicksal begeht solche Mißgriffe nicht, und dessen hat jeder große Mensch auch ein Gefühl. Er ist „kugelfest“, solange er mit seinem Werke noch unentbehrlich ist. Nießche, der in Monte Carlo Millionär wird, oder Goethe, durch einen Wagenunfall zum Krüppel geworden — das ist unmöglich.“

Der Roman in unserem Leben. Wenn wir eine Inhaltsangabe des Filmes „Annelie“ machen wollten, dann gerieten wir in Verlegenheit, denn sie würde recht lang werden, es sei denn, daß wir sie mit einem Wort kennzeichnen. „Annelie“ schildert „ein Menschenleben“. Was geschieht? Alltägliches? Ein Kind wird geboren, ein Kind wird groß — eine alte Frau stirbt. Und dazwischen liegt alles andere. Alles andere! Ob dies wichtig ist oder unwichtig, ob alltäglich oder aus dem Rahmen fallend, liegt das nicht zum größten Teil bei uns? Millionen lieben, und nur wenige wissen, was Liebe ist. Sie nehmen es als Selbstverständlichkeit hin, als ein Ding, das jeder zu beanspruchen hat. Sie glauben, daß mit ihrer Geburt ein Berechtigungsschein auf eine angemessene Anzahl von Glücksstunden miterworben wird. Sie sind zu herzensträglich, das, was ihnen das Schicksal in den Weg schickt, richtig zu erleben. Wie Träumende wandern sie auf einer Straße der Illusion oder Sachlichkeit, je nach Veranlagung, dahin und wissen selbst nicht, was ihnen eigentlich geschehen ist. Sie sind die Menschen, die auch manchmal Langeweile haben. Sie beklagen sich über den Alltag, über ihr eintöniges Leben und wissen nicht, daß ihnen niemand anders helfen kann als sie selbst. Sicher werden manche Menschen aus dem Film „Annelie“ enttäuscht herauskommen, denn „es passiert ja nichts“. Vielleicht werden die gleichen Menschen sagen, daß auch in ihrem Leben „nichts passiert“. Und gerade dies sollte uns „Annelie“ lehren: alles, was geschieht, hat für uns die Bedeutung, die wir ihm durch die Intensität des Erlebens zu geben imstande sind. Liebe ist nicht Liebe und Haß ist nicht Haß, wenn wir sie nicht wahrhaft fühlen. Hinter den Dingen steht eine lenkende Hand. Wir müssen sie nur sehen. Wer hat nicht schon einen Autobus verpaßt wie Annelie, und dadurch wurde sein Leben gerettet? Bei wem sind nicht schon einmal fünf Minuten entscheidend über Leben und Tod gewesen? Wenn wir gedankenlos an solchen Augenblicken vorbeihast, dann werden wir unser Leben nie wahrhaft

leben, den Roman unseres Daseins nie begreifen. Philosophen sagen uns das in tiefgründigen Erläuterungen, der Film „Annelie“ aber auf volkstümliche Weise: Nimm dein Leben, begreife und erfühle es, denn über allem Geschehen steht: das menschliche Gefühl.

Ein Gipfelwerk der Menschheit würde, zu voller Sichtbarkeit zusammengefaßt, dastehen, wenn es gelänge, die lyrische Dichtung unseres Volkes in einen oder zwei mächtige Bände zu vereinen, so schreibt Wilhelm von Scholz. Denn diese Lyrik ist „die Leistung eines Volkes, zu deren Entstehung ein Meister dem andern Werkzeug, Lehre und Vorbild weitergab und bruchlos der nächste, dabei wetteifernd mit seinen Zeitgenossen, fortbaute, bereicherte, vervielfältigte, vertiefte, erhöhte, wo der Vorgänger die Hand hatte sinken lassen“. Kein einziger Lyriker — auch der größte nicht — kann durch sein Werk die letzte Erfüllung geben, erst die Zusammenfassung der Leistungen aller wirklichen Lyriker ergibt den Dom der lyrischen Dichtung eines Volkes. Und gerade in der Vielfalt der einzelnen Dichterpersönlichkeiten wird dann die große Einheit offenbar, die dann wie das Werk eines Einzelnen, freilich überpersönlichen Schöpfers wirkt. Die Lyrik unseres Volkes ist eine Kette, in der Glied an Glied sich mit Notwendigkeit schließt. Zum andern verlangt die strenge, knappe Form der Lyrik die schlackenlose Vollendung und begünstigt sie zugleich. Sie hat viele Gipfel, da zu allen Zeiten unserer Dichtung Meisterwerke von höchster Vollendung entstanden, und an ihr sind alle deutschen Gauen beteiligt, und jeder, dem ein reines Lied gelang, fügte einen Baustein zu dem großen Werke. Weil die Lyrik die gemeinsame Arbeit des ganzen Volkes ist, muß bei der richtigen Auswahl aus einer Sammlung ein Volksbuch werden. Um sein Gelingen haben seit dem 18. Jahrhundert viele gerungen. Nun ist zu ihnen Wilhelm von Scholz getreten mit einem Bände von 640 Seiten: „Das deutsche Gedicht“, in dem ein Jahrtausend deutscher Lyrik in seinen Spitzen zusammengefaßt ist. (Berlin, Th. Knaur Nachf. NM 3,85.) Jede solche Sammlung stellt den Veranstalter vor schwierige Aufgaben, die nicht so sehr in der Auswahl, als vielmehr in dem, was fortzulassen ist, bestehen. Auf diesem Psalter nun sind alle Töne von Menschenfreud und Menschenleid, von Lust und Schmerz, vom Höchsten bis zum verklärten Alltag, von allem, was je durch der Menschen Herzen ging, vereint. Als Ordnungsprinzip hat Scholz mit triftiger Überlegung die Zeitfolge gewählt, und so breitet sich der Reichtum deutscher Lyrik aus vom Wessobrunner Gebet bis zu der Lyrik unserer Tage. Wenn auch hier der Raum entscheidend mitgesprochen hat und den Herausgeber zwang, vieles von dem, was ihm am Herzen lag, fortzulassen, so kann man doch dankbar feststellen, daß auch in dieser angenäherten Verwirklichung des großen Planes ein Werk entstanden ist, das zu den Gipfelwerken der Weltliteratur zu rechnen ist.

DOROTHEA TAEGER

Die Schneerose

Erzählung

Vergangene Woche besuchte ich einen entfernten Verwandten meines Vaters, der als Landarzt in Schlesien lebt. Ich hatte ihn seit meiner Kindheit nicht mehr gesehen, wir verstanden einander aber sogleich ausgezeichnet. Er führte mich durch sein freundliches Haus, zeigte mir allerlei wertvolle alte Möbel und schöne Stiche.

In seinem Wohnzimmer fiel mir das kleine Obild einer Schneerose auf, das über dem niedrigen Schreibtisch hing. Es wirkte nicht nur durch das silbrige Weiß der sternenförmigen Blüte, die vor einem dunklen Waldgrunde, vor grünlichen Moosen und Blättern geheimnisvoll strahlte, sondern vielmehr noch durch eine besondere Ruhe und eine strenge Klarheit, welche von dem ganzen Bilde ausging. Ich fühlte mich bezaubert und fragte den Onkel, wer denn das kleine Kunstwerk geschaffen habe. Er erwiderte, es stamme von einem Maler namens Conrad, der vor langen Jahren, kurz vor Ausbruch des Weltkriegs, einige Zeit hier im Ort gelebt habe.

„Sieh dir die Schneerose einmal im Lichte an“, sagte der Onkel. Ich nahm das Bild vom Nagel, trat ans Fenster, hinter dem sich das weite Feld im Kranze bläulicher Hügel ausbreitete, und betrachtete das Bildchen aufmerksam im blassen Schein des sinkenden Tages. Dann gab ich es ihm zurück und bat ihn, mir doch etwas mehr von dem Maler, dessen Wesen mich so angenehm daraus angesprochen hätte, zu sagen. Er ließ sich mir gegenüber in seinem schwarzen Lehnstuhl nieder und begann langsam zu erzählen. Während er mir die nachfolgende Geschichte mitteilte, behielt er das Bild der Schneerose in der linken Hand, und die Finger der rechten tasteten bei seinen Worten hie und da wie suchend über die glatte Oberfläche. So trocken und nüchtern der Tonfall seiner Stimme wirkte, die selbst das Wunderliche im alltäglichen Ton vorbrachte, so auffallend zart, so geheimnisvoll lebendig waren die ruhigen Bewegungen dieser durchsichtigen Hand, deren Fingerspitzen vorsichtig den verschlungenen Linien des Bildes folgten. Es schien mir allmählich, als würde es unter ihnen lebendig, als erwachten die vom Hauch der Kälte erstarrten Blätter, die gekräuselten Farne, das Narkwerk der Gräser und Rispen zu warmem, sommerlichem Leben, ja, als höbe sich die weiße Blume immer leuchtender aus dem stillen Grunde, darin sie trotz Dunkelheit und Kälte erblüht war.

„Nicht weit von hier“, sagte er, „drüben hinter dem großen Walde liegt das alte langgestreckte Herrenhaus des Gutes Berenberg. Darin lebt seit Generationen eine Familie Munk. Als ich mich einstmals, als junger Mediziner, hier im Orte niederließ, bin ich Hausarzt bei den Munks geworden, ich habe den letzten Besitzer von Berenberg — einen lebhaften, etwas herrschsüchtigen Mann — sterben sehen und bin seiner Witwe, Mathilde Munk, und ihrer einzigen Tochter Oliva Freund und Berater geblieben ...

Wenn ich malen könnte, so würde ich dir den Ton wiedergeben — das seltsam düstere Rot — den die Mauern des Gutshofes ausstrahlen. Inmitten hoher Bäume, deren Kronen im Herbstwind wie Segel flattern, steht es niedrig und geduckt da. In den dunklen Gängen, den stillen Räumen lebte diese einsame Frau und neben ihr, unmerklich heranwachsend, Oliva, das helle, kleine Gesicht mit den lebhaft blinkenden Augen, darin keine Seele war, darin sich alles spiegelte, geheimnisvoll wie im Wasser, blau wie die Luft an Sommertagen ...

Die schnellen Zickzackwege des wilden kleinen Vogels erhellen den dunklen Garten, die Flure und Treppen von Berenberg.

Zu gut erinnere ich mich ihrer, als daß es mir nicht möglich wäre, sie wiederzufinden“ — seine Worte wurden leiser — „aus dem goldglänzenden Rahmen“, hörte ich ihn murmeln, „steigt etwas empor — in jenem Bilde sind zwei Ströme gefangen — Spuren von dem, was übriggeblieben ist von ihr, von Conrad ...“

Er hob den Kopf, er schien sich plötzlich meiner Gegenwart wieder bewußt zu

sein, lächelte ernsthaft und sagte, auf die Schneerose weisend: „Ich meine nicht dieses Bild hier, obgleich — im Grunde ist es wohl dasselbe wie Olivas Porträt, von dem ich eben sprach — das gleiche Wesen ist in beiden Werken enthalten. Kaum notwendig, dir noch viel von der Natur des Malers zu sagen. . . Nur seine Wirkung auf Oliva müßte ich wiedergeben können. Verstehe, sie war von unbeständigem Charakter, sie schien kaum einen Menschen zu lieben, und sie schätzte nichts so sehr wie ihre Freiheit, ihr ungebundenes Leben draußen in der Natur. Conrad aber folgte ihr, kaum daß er sie das erstemal gesehen hatte, wie ein Schatten. Ich sah seine dunklen Augen, deren Unbewegtheit packend wirkte, beschwörend, flehend auf sie gerichtet. Sie lächelte ihm entgegen, flüchtig und ein wenig spöttisch, wie es ihre Art war, und anfänglich versuchte sie noch, ihm auszuweichen. Ihre kleine Gestalt in dem bläßblauen Kleide schien sich, tauchte er in ihrer Nähe auf, in Luft auflösen zu wollen. Ja, sie verschwand fast neben seiner grauen, steinernen, wie von unsichtbaren Fesseln gehaltenen Figur. Er bewegte sich immer, als sei er von der Umwelt getrennt, als wären ihm bestimmte enge Grenzen gezogen, und als wandere er, ohne rechts und links zu sehen, starr auf ein geradeaus liegendes Ziel zu. Ich empfand wohl den Reiz des Geheimnisvollen, der von ihm ausging, und begriff, daß er Oliva gleichzeitig abstieß und anzog.

Wir sahen den beiden jungen Leuten voller Besorgnis zu, Mathilde Munk und ich. Conrad bekam auch hier seinen Willen; man sagte ihm nach, daß er stets erreiche, was er sich einmal in den Kopf gesetzt habe. Und so gewann er endlich Olivas Zustimmung; sie saß ihm zu dem Bilde, das er nach ihr zu malen wünschte — oder vielmehr — von dem er besessen war. . .

Flüchtige Sommertage, in denen Wellen der Beunruhigung durch das stille Gutschaus fluteten. . . Glich Oliva — die im Grunde charakterlos war wie die Natur — nicht eher den Tieren des Waldes als jener feierlichen Heiligenfigur, in welche sie Conrads Pinsel verwandelte? War sie nicht schillernd und beweglich, ein elementares Wesen und nicht eine klar umrissene, rein menschliche Erscheinung? Er malte nicht ihr Lächeln, nicht ihre reizende, lockende Art, sondern er gab ihr eine ernste, unschuldige Seele, er machte sie zu einer leuchtenden weißen Blume vor dunklem Grunde. Sah er sie nun wirklich so — er war noch sehr jung und ohne große Menschenkenntnis — oder wußte er um die Täuschung? War es eine Art Beschwörung — wollte er sie zwingen, diesem Bilde gleich zu werden? Ihr eine Seele verleihen. . .?

Ich sah das gefährliche Spiel, in das sie gezogen wurde, aber ich wagte nicht, sie aus dem Traum zu wecken. Vielmehr wartete ich. . .“ Er schwieg eine Weile und fuhr dann schneller fort: „Endlich angesichts des Porträts, das er ihr erst zeigte, nachdem er es vollendet hatte, fand sie jäh in die Wirklichkeit zurück. Ich war bei ihr in jener Stunde. Ich sah, wie er sie vor das Bild führte. Sie erschrak und streckte die Hand aus, als suche sie nach einem Schlüssel, um ein verschlossenes Tor zu öffnen. Furcht überkam sie vor ihrem seltsam feierlichen Abbilde. Ihr Gesicht schien in diesem Augenblick bleicher und ernster als das andere, das kunstvoll gemalte, und einige Sekunden lang gab es eine wirkliche Ähnlichkeit zwischen den beiden Köpfen, die blickartig auftauchte und wieder verging. Das Blut kehrte in Olivas Gesicht zurück; ihre Augen färbten sich dunkel; ihre Hände bebten. . . Ich wußte, was sie empfand, sah, daß ihre Lippen sich öffnen wollten, und fürchtete die heftigen Worte, die sie nun ausstößen würde. Sie mußte sich ihrem ganzen Wesen nach ja wehren gegen die Täuschung, gegen das Fremde, das andere. Jetzt begriff sie, daß sie nun und nimmer in diese seine Welt hinein-

gehörte. Sie wollte rufen: Das bin ich nicht! Da gab ich ihr ein Zeichen zu schweigen, denn ich bemerkte Conrads gefährliche Erregung. Er hatte Tag und Nacht an diesem Werk gearbeitet, er hatte seine ganze Hoffnung in das Bild hineingelegt, er glaubte daran — man durfte ihm seine Illusion jetzt nicht zerstören. Oliva verstand wohl meine Bewegung, sie wandte sich heftig ab und verließ wortlos den Raum. Ich blieb mit dem verstörten Conrad allein und tat, was ich konnte, ihn zu beruhigen.

Als ich bald darauf an Olivas Zimmer vorüberkam, hörte ich ihre und ihrer Mutter erregte Stimmen. Ich beschleunigte meine Schritte und eilte ins Freie hinaus. Was Frau Munk und ich erwartet hatten, traf ein — Oliva zog sich von Conrad zurück, mehr — sie floh vor ihm. Sie schützte Krankheit vor und reiste bald darauf, ohne ihn wiedergesehen zu haben, ab. Erst Wochen später, nach Ausbruch des Krieges, kehrte sie zurück. Damals hatte Conrad den Ort schon verlassen, er mußte gleich in den ersten Augusttagen mit ins Feld hinaus. Er schrieb verhältnismäßig selten und anscheinend sehr ruhig, doch wurde ich in Olivas Gegenwart das Gefühl nicht los, als sei sie dauernd von seinen Gedanken umgeben. Sie war stiller als vordem, viel allein und wie spinnend an einer langen Geschichte, in einer geheimnisvollen lautlosen Auseinandersetzung mit einem unsichtbaren Partner befangen. Sie erschien mir manchmal wie abwesend, nannte von einer sonderbaren Scheu befangen niemals Conrads Namen und betrat kaum je den Gartensaal, darin ihr Porträt hing.

Der Schluß der Geschichte“, mein Onkel beugte sich tiefer über das Bild der Schneerose, „ist bald gesagt. Wir erfuhren, daß Conrad in russische Gefangenschaft geraten war. Dann hörten wir nichts mehr von ihm. Eines Tages aber, es war im November 1918, brachte die Feldpost Oliva ein Päckchen, das seinem Aussehen nach lange unterwegs sein mußte. Darin befand sich dieses Gemälde, die Schneerose. Mein, kein Brief, keine Zeile von Conrads Hand. Oliva wußte nicht, daß er, als sie das Bild erhielt, schon nicht mehr am Leben war. Wir hatten ihr verheimlicht, daß er in einem der trostlosen Gefangenenlager Sibiriens zugrunde gegangen war. Als sie mir das Bildchen zeigte, war ihr Gesicht blaß, ihre Hände zitterten, aber sie versuchte sich zu beherrschen und leichtthin mit einem kleinen rätselhaften Lächeln zu sagen: „So — so hat er mich haben wollen!“

In jenem Herbst herrschte die Grippe im Lande, sie nahm bösartige Formen an. Unzählige Menschen erkrankten schwer, starben unter merkwürdigen Erscheinungen binnen wenigen Tagen. Auch Oliva erlag der Seuche...“ Er schwieg wieder und blickte nachdenklich zum Fenster hinaus, durch das leise die Dämmerung eindrang.

„Nach ihrem Tode widmete ich mich viel der allein zurückgebliebenen Frau Munk. Mit der Zeit traf ich sie immer häufiger im Gartensaal vor Olivas Porträt. Dieses Bild, das uns im Anfang so fremd gewesen war, schien allmählich immer mehr Ähnlichkeit mit dem Mädchen zu bekommen. Es ist sonderbar“, murmelte er, und seine Finger strichen sanft über die verschlungenen Blätter der Schneerose, als vermöchten sie, wie die Hände eines Blinden, das Unsichtbare aus ihren Linien herauszulesen, „ja, es scheint fast, als sei etwas — nicht nur von Conrads, nein, nun auch von Olivas Leben in jenes Bild eingegangen, darin gegangen und verwandelt worden...“

Mein Onkel blieb noch einige Zeit regungslos in sich versunken, dann erhob er sich langsam, ging zum Schreibtisch hinüber und hing das Bild der Schneerose mit einer behutsamen Bewegung an seinen Platz zurück.

Goethes Faust und Hauptmanns Iphigenie

Das eine Ereignis dieser im wesentlichen von Klassikern beherrschten Wochen war der „Faust“ des Staatstheaters. Herr Gründgens führte Regie und spielte selbst den Mephisto, Gretchen war Frau Käthe Gold, Faust Herr Hartmann. Entscheidend war das Herausarbeiten der großen geistigen Linie der Tragödie: über der Gretchen-tragödie erhob sich in großartig kühler Klarheit die Tragödie der faustischen, der Bildungszeit, der die Dichtung als Ganzes das große Denkmal des Abschieds gesetzt hat. Der Faust ist im ersten Teil Schwanengesang des versinkenden Glaubens an die Welt des Denkens und des Wissens, zum Teil auch schon Abschied vom Leben als der Welt des Gemeinsamen, des Zusammen: der zweite Teil — und die Aufführung des Staatstheaters war bereits deutlich auf diesen und damit auf das Gesamtwerk ausgerichtet — der zweite Teil bringt dann als letzten Sinn der Rätselworte des Erdgeists das (vom Dichterischen her gesehen) resignierte Bekenntnis zur Tat. Geist, Wissen, Leben, Denken — sie führen zuletzt, wenn der Bereich des menschlichen Glaubens an sie, die dichte Zeit der Kultur durchlaufen ist, zu Verzweiflung und Grauen: Fluch sei der Hoffnung, Fluch dem Glauben ist überall das Ergebnis. Was bleibt, ist die Tat als letzter Sinn, das Wirken, die Welt des Tüchtigen. Der immer strebend sich Bemühende behält als letzten Bereich die Arbeit, das Diesseits: Faust selbst begräbt die faustische Welt und endet als tätig Führender der Praxis. Der Denker wird zum Ingenieur, der Liebende zum Handelnden, dem nicht mehr das Leben, nur noch das Werk Sinn und Inhalt des Daseins ist.

Von solcher Deutung aus hat Herr Gründgens seinen Faust angelegt — und seinen neuen Mephisto ebenfalls. Er ist ihm nicht der kalte Gefährte des irrenden Faust: er ist der Wissende, der gefallene Engel, der die Sinnlosigkeit des ganzen

Erdenlebens gesehen hat und keinen Augenblick vergessen kann. Sein Mephisto steht nicht neben Faust, sondern zwischen ihm und Gott, wie zwischen Gretchen und Gott: er dient dem Toren nur halb widerwillig, findet für Gretchens Fall kein Lachen, sondern ein tief melancholisches, fast welt-schmerzliches Bedauern um der Sinnlosigkeit ihres ganzen Elends willen. Fausts Verzweiflung am Geist nimmt er nicht tragisch: die Verzweiflung des Lebens weckt einen fernen Rest von Gefühl aus seiner göttlichen Vergangenheit. Er fühlt sich im Grunde immer noch zur Welt des Herrn gehörig, kommt sich verkannt vor, wenn der ihn Schalk nennt — und hat im Grunde recht: ein Mephisto mit solchen Voraussetzungen hat keinerlei Beziehung zum Humor, muß selbst die Schülerzene nur noch aus einer sich selbst nicht mehr ganz ernst nehmenden Überlegenheit speisen.

Herr Gründgens führt seine Deutung mit einer bewundernswerten Energie und Zurückhaltung durch. Er kommt im Prolog im Himmel als einstiger Engel, steht mit langen blonden Locken im letzten Licht der grau verdämmernden Emanation des Herrn: er sitzt in der ersten Szene mit Faust, als fahrender Scholast, im grauseidenen, glatten Gewand, mit straffanliegendem kohlschwarzem Haar um den schmalen Schädel: er trägt die Mephistotracht wie eine Verkleidung, bleibt in jedem Augenblick der Herr neben dem bürgerlichen Gelehrten, zu dessen Diener ihn die melancholische Wette mit Gottvater gemacht hat. Er ist der leitende Geist des Ganzen, der die Schicksale zwar nicht aufhalten kann, aber souverän durchschaut: er fühlt sich dem leidenden Leben in Gretchen näher als dem aufbegehrenden in Faust und verrät nur einmal seinen Anteil: im herrenhaft harten letzten Ruf am Schluß: „Her zu mir!“

Die Leistung, die Herr Gründgens gab, war von sehr starker Wirkung: es ist kein Wunder, daß die Faustaufführungen stän-

dig ausverkauft sind. Sie verdienen es auch wegen des Gretchens von Frau Käthe Gold. Wie sie mit vollendeter Natürlichkeit und Zurückhaltung den Menschen und das Schicksal gestaltet, ohne Sentimentalität, mit der letzten Einfachheit des Echten, wie sie sich vom Leben blind in den Untergang tragen läßt und dann das Leid mit der ganzen Wucht der Unentrinnbarkeit auf sich nimmt, wie sie vom leichten Glück des Anfangs sich zur Hingebung des „Meine Ruh' ist hin“ und weiter zur beginnenden weinenden Verzweiflung des „Ach neige, du Schmerzreiche“ steigert, um schließlich am Ende den Verfall des Lebens bis zur körperlichen Vereinzelung der Gliedmaßen ophelienhaft taumelnd zu bringen, das stellt neben die geistige Welt des Mephisto die irdische des Leidens mit einer Wucht und Größe, wie man sie nicht oft antrifft.

Dem Faust des Herrn Hartmann ist in diesem ersten Teil gewissermaßen nur der Anlauf gestattet, die Fanfare der Verzweiflung an Wissen, Denken, Forschen — und der Sturz in das unbemeisterte Leben. Herrn Hartmanns Faust ist von Anbeginn jung, ein Revolutionär, dem die professorale Würde nur Verkleidung. Er stürmt durch das Dasein wie durch die Welt des Geists mit einer fast Schillerischen Aktivität: man ahnt bereits den Mann der Tat, der unbekümmert um das kleine Glück der Einzelnen seine Leistung für alle verwirklicht. Sprachlich sehr schön die Gretchen-Scenen: da wurde der verzweifelte Aktivist von innen her so durchleuchtet, daß das Opfer beinahe einen Sinn bekam. — Sehr schön auch die Szenenbilder Traugott Müllers: der Erdgeist erschien im Film, riesige Grobaufnahme des Gesichts — die Walpurgisnacht wuchs in urplötzlicher Verwandlung aus der feierlichen Welt des Doms, eine Phantasmagorie des Unheimlichen, die nichts Reales mehr hatte, sondern flirrender, flimmernder, vergeleitender Spul, eine Traumvision von hinreißender Bewegtheit war.

Neben Goethe stellte die Volksbühne Lessing, das Schillertheater seinen Hausdichter mit der Maria Stuart. Herr Regal, der die Regie führte, spielte als Hintergrund das politische Drama, vor dem der Machtkampf der Königinnen zum Kampf der Rivalinnen, der Frauen wird.

Maria Stuart ist ihm Helena, die den Krieg ins Land Elisabeths getragen hat — die jungfräuliche Königin die Alternde, die in der politischen Feindin vor allem die persönlich gefährliche, die jüngere treffen will. Regal konnte diese Wendung nehmen, weil er in Maria Pierenkämper und Maria Eis die Gegensätze besaß, die diese Fassung der Tragödie verlangt. Die schottische Königin Maria Pierenkämpers war eine junge zarte Frau, deren Jugend niemand den Gram, das lange Kerkerelend ansah: die Elisabeth von Maria Eis kam aus der Welt Hermine Körners, war die Reife, beinahe Überreife, die mit Haß und Eifersucht der anderen die fehlenden Jahre neidet. Die Stimme Maria Pierenkämpers wanderte dünn und sehnfüchtig und jung hinter den eilenden Wolken von Fotheringhay her: in dem dunkeln, geborstenen Organ von Maria Eis klangen die bösen Erfahrungen von vielen Jahren mit, Härte und Bitter und Falschheit und zugleich ebenfalls letzte Lebenssehnsucht, die das Leben zu der anderen hinüber entgleiten sieht. Die eine gab sich, einen jungen schmalen Menschen, die andere das Schauspiel einer die Wahrheit schon Verhüllenden, die das Leben durch eine Rolle, die Echtheit durch Macht ersetzt. Es war sehr reizvoll, die schauspielerische Wucht der Älteren, die wie aus einem Prunkbild des Velasquez gestiegen einherrauschte, neben der natürlichen Zartheit der Jüngeren zu erleben, die Dämonie der Frau aufgefangen vom Charme einer fast noch mädchenhaften Jugend zu sehen. Frau Eis brachte mit großem Theater starke schauspielerische Wirkungen, Maria Pierenkämper ließ ihr eigenes Wesen sprechen, verzichtete sogar auf die Sentimentalität des letzten Aufzugs und hielt das Gleichgewicht. Leicester war Herr Clausen, schwankend und klug, Mortimer dunkel, ohne üblichen Heldenglanz Herr Quadflieg. Sehr schön wieder Herr von Winterstein als Shrewsbury, Herr Wegener als Burleigh.

Von Lessing brachte die Volksbühne Herrn Klöpfers die Minna von Barnhelm, besser „Das Soldatenglück“. Sie spielte das Kriegsstück und das Berliner Volksstück: durch die Fenster der Zimmer im „König von Portugal“ sah das Schloß mit dem grünen Hut, das Glockenspiel vom Turm der

Parochialkirche klang, und Just wurde zu Beginn vom nahen Reveilleblasen von den Kasernen her geweckt. Der Siebenjährige Krieg war gerade zu Ende: die Zeit gehörte noch den Soldaten, und das Stück auch. Das Fräulein von Barnhelm und der Major von Tellheim standen im Hintergrund: die Szene gehörte Just und Werner und dem Wirt und Franziska, die sich mit witterndem Instinkt zu ihnen schlug. Klöpfers riesenhafter Just stand wieder im Mittelpunkt, ein Kriegerst, der stiefelputzend im Salon Minnas erschien, den Rückweg in den Frieden noch nicht gefunden hatte. Neben ihm, wirksam wie immer, der Wirt des Herrn Tiedtke, boshast neugierig, rundlich und falsch, dann der noch junge Wachtmeister Werner des Herrn Vorchardt der Franziska sofort von ihrer Herrschaft weglodt. Fräulein Hannelore Schroth machte das ausgezeichnet: sie gab der Gestalt die volksmäßig vitalen Züge, den Spürsinn des Lebens, das instinktiv Leben von seiner Art und Wucht suchen geht. Dem Fräulein von Barnhelm gab Flockina von Platen den sicheren Umriss und die Fröhlichkeit des Herzens: der Major von Tellheim war Herr Hinz, jung und von männlichen Vorstellungen und Begriffen besessen. Das Stück bekam ein neues Gesicht und entfaltete von ihm aus Wirkungen wie einst in Lille, als Agnes Sorma die Minna vor einem Parkett von Soldaten spielte.

Das Deutsche Theater stellte neben die Klassiker den Romantiker Raimund mit dem lange nicht gespielten „Verschwender“. Herr Hilpert besitz einen ausgezeichneten Schauspieler für den Verschwender, nämlich Herrn Skoda: der Herr von Flottwell bekommt bei ihm Lebenszüge von schöner Echtheit und Wirkung, die ihn der Welt Valentins erheblich näherrücken. Herr Seyferth spielte den Tischler, weniger aus der altösterreichischen Substanz als aus wirksamem Schauspiel; so ergibt sich ein Spiel der gedämpften Romantik, das vortrefflich zu Herrn Hilberts Ideal des zurückhaltenden Theaters paßt.

Wenig später kam an der gleichen Stelle Bernt von Heiseler, Henry von Heiseler Sohn und Herausgeber, mit seinem Römerdrama „Cäsar“ zum Wort. Eine Geschichtstragödie mit einem ungeschichtlichen Schluß: Cäsar wird zwar durch Brutus

und seine Freunde ermordet, Brutus geht aber freiwillig in den Tod, läßt sich von dem wütenden Volk erschlagen, weil ihm das verwandelte Antlitz der vollbrachten Tat den Widerspruch des eigenen Unternehmens zum Bewußtsein gebracht hat. In ihm und Cäsar stehen sich der politische und der unpolitische Mensch, der geborene Mann des Herrschens und der geborene Mann des Beherrschtwerdens, der Führer und der in aller Ehrlichkeit und Rechtlichkeit ewig Geführte gegenüber. Brutus will das Rechte, kämpft um das geschriebene, das gewohnte Recht aller: er sieht nicht, wie der besondere Mensch ein besonderes Recht schafft und braucht, aus dem er seine neue Welt verwirklicht. Er sieht ebenso wenig, daß die anderen Verschworenen, insonderheit Cassius, seine Sauberkeit nur als Deckmantel für ihre sehr unsachlichen Gefühle gegen Cäsar nutzen — und als er dies zu spät erkennt, da geht er hin und büßt den Irrtum einer Tat, zu der er kein Recht besaß. — Eine saubere glatte Aufführung hob die These des Dramas klar heraus; Herr Dahlke als Cäsar wirkte schon durch sein Aussehen intensiv und modern, und Herr Christian Kayßler brachte für den Brutus alle Problematik, die sein Autor voraussetzte.

Problematik aus dem Gegenwärtigen stellte Hans Gobsch mit seinem Drama „Herr Barnhusen liquidiert“ auf die Bühne des Theaters in der Saarlandstraße. Herr Barnhusen ist ein reicher Mann und hat überdies geerbt: sein Bruder starb, und da kein Testament vorhanden war, erbte er sein reiches Gut. Im Verlauf der drei Akte stellt sich heraus, daß freilich doch ein Testament vorhanden war: der letzte Wille des Toten bestimmte seinen treuen Diener zum Erben — dieses Dokument aber beseitigte Herr Barnhusen. Thema des Schauspiels ist die innere Reinigung, die Umkehr Barnhusens: obwohl seine Bank in Konkurs gerät, wenn er auf das Erbe verzichtet, überwindet er sich: er liquidiert, wird wieder ein ehrlicher Mann und legt das unrechte Gut in die Hände des wahren Besitzers. — Bau und Ablauf des Geschehens sind geschickt angelegt: der Vorgang dauert kaum länger als das Spiel — und Herr Kuhlmann nutzte die Rolle zu allen Möglichkeiten wirksamen Theaters.

Sehr fein und von einer wortlosen Echtheit neben ihm als sein Sohn Herr Joachim Gottschalk, der mit ein paar sicheren Strichen und Blicken ein Menschenbild erstehen ließ, das in der Erinnerung bleibt.

★

Das zweite Ereignis war Hauptmanns „Iphigenie in Delphi“, die an seinem 79. Geburtstag, am 15. November, im Staatstheater ihre Uraufführung erlebte. Die Iphigenie dieser Tragödie hat nichts mit der Heldin Goethes gemein, nicht einmal mit der des Euripides: sie ist nicht die hehre Priesterin der reinen Menschlichkeit, sondern Atreusenkelin wie Elektra, die selbst die Reinigung braucht, weil sie aus den Greueln des Schicksals und der Seele keinen Ausweg weiß. Aus Sagenwildheit und den dunkelsten Bereichen der Seelen wächst die Atmosphäre dieser drei Akte: die Menschen ringen mit den Lasten ihrer Schuld, kämpfen die wüsten Schlachten ihres Gewissens, suchen aus letzten Zusammenbrüchen zu retten, was ihnen an Leben und Lebensmöglichkeiten geblieben ist. Drest ist der Muttermörder, den die Erynien jagen — jedes ferne Hundegebell wird ihm zum hegenden Geläch der Räherinnen. Er hat den Befehl des Gottes ausgeführt, das Bild der Schwester und ihre Priesterin aus Tauris entführt und nach Delphi zum Tempel des Apoll gebracht: nun bricht wie bei Goethe noch einmal der wilde Wahnsinn in ihm aus. Wie ein Bettler in Lumpen, mit wirrem weißem Haar zieht er umher; er rast, greift nach Elektra, der Schwester, die als Pilgerin, mit wunden Füßen und zerrissenen Gewändern zum Heiligtum kommt, und tobt noch einmal alles Dunkle, Chthonische, dem Hades nahe aus seiner zerrissenen Seele, die die Tat nicht tragen kann. Sein Spiegelbild ist Elektra, die ihn in den Muttermord geheißt hat und nun ebenfalls ruhelos, gesagt vom Gewissen und den Furien einherrast, vergeblich aus eigener Kraft einen Ausweg ins Licht, Klare suchend. Hier hilft die Liebe; als Pylades kommt, sie in die Arme schließt, den Trug des wahnsinnigen Drestes aufdeckt, der den eigenen Tod ihr meldete, da kommt die Erlösung über sie — zumal als Apollo den Bruder von seiner Seelenlast befreit. Ihm kann ein Gott noch helfen, indem er ihn das Gleichgewicht in seinem

Handeln verwandelt sehen, eine neue Deutung und Wertungsmöglichkeit der grausigen Tat erkennen läßt. Iphigenien aber kann niemand mehr retten, nicht einmal die Gottheit. Sie steht nur noch wie eine Tote im Kreis der unselig Lebendigen; das Schicksal hat so grauenhaft mit ihr gespielt, daß sie, erwacht, das Dasein nicht mehr tragen kann. Auf Drest liegt die Tat des Muttermords, auf ihr das Erlittenhaben des Mordes durch den eigenen Vater, den nur die Göttin abgewendet hat: es liegt auf ihr die Last der unzähligen Griechen, die das Geschick an der Taurier Strand trieb und die sie, wenn auch nicht selbst opferte, so doch zum Opfertode weihte, mit glühendem Rachegefühl gegen alles Griechische als das Väterliche. Sie hat sich der Nacht und ihrer Göttin gegeben, der grausen Hekate, Artemis, der feindlichen Schwester Apolls: sie kann er nicht erlösen, weil sie dem Tode geweiht war. Einmal streifte sie die Liebe, als sie Drest erblickte; ihn konnte sie nicht opfern, wie die anderen, weil er an ihr Gefühl gerührt hatte. Somit durfte sie zu der nächsten Todesgöttin sagen: „Mutter, ich hatte keine andere je als dich“ — und darum bleibt ihr trotz alles flehentlichen Verbens der erlösten Schwester am Ende wirklich nur der Tod, den sie im Grunde längst gestorben ist.

Der Wandel, der sich hier mit der Iphigenienwelt Goethes und der antiken Tragiker vollzogen hat, gibt dem Ganzen etwas von der Dunkelheit der Nachhofenwelt, läßt nur gegen das Ende ein wenig fernen Glanz der Hoffnung und Befreiung aufsteigen. Ein Mann schrieb am Beginn des achten Lebensjahrzehnts dies Bekenntnis seines Glaubens und seines Unglaubens, ein unchristliches Erlösungs-drama von der Grenze zweier Zeiten, in dem er die eigene Stellung zwischen den Zeiten noch einmal in seltsamer Unverhülltheit aufzeigt. Aus Erinnerungen an verschollene Umgestaltungsversuche der Antike, Resten seelischer Analysierungsversuche in den untersten Regionen des Ungewußten und aus der Unterhaltung mit der eigenen Seele um Ja oder Nein zum Leben wuchs ein Ganzes, das trotz mancher Seltsamkeiten und manchem gelegentlichen Absinken der sprachlichen Spannung von einer inneren Wucht und Erfüllung ist, daß man dem Mann, der

die neue linie

bringt im Dezember

Das Weihnachtsheft

Geistige Ernte 1941 — Soldaten dichten — Die schönsten deutschen Gläser — Das Jahrhundert des Kindes — Die Frau des neuen Europa u. a.

Insgesamt 6 Farbtafeln

Preis RM 1.— / Verlag Otto Beyer Leipzig-Berlin

WEIHNACHTS



BÜCHER 1941

Anne de Vries

HILDE

Umfang 368 Seiten. Gebunden RM. 5.80
Eine Fülle von Kraft und Leidenschaft, Liebe und Lebensmut ist über diesen Roman ausgegossen (Aus dem Niederländischen übertragen von Bruno Loets)

Johannes Linke

LOS NÄCHTE

Umfang 216 Seiten. Gebunden RM. 4.—
Johannes Linke schenkt seinen Lesern mit dieser Folge von Erzählungen und Gedichten ein weihnachtliches Buch von besonderer Schönheit

Hans Watzlik

DIE BÄRENTÖBLER

Umfang 218 Seiten. Gebunden RM. 4.—
Dieses „grobianische Dorfbuch“ ist nichts für zimmerliche Seelen. Es schaut das Volk so wie es ist und gibt Zeugnis von der unbekümmerten Fröhlichkeit des bayrischen Stammes

Staackmanns

ALMANACH 1942

Umfang 96 Seiten. Gebunden RM. —.80
Der neue Almanach enthält den Nachdruck der ersten zeitgenössischen Mozart-Biographie von Franz Niemtschek aus Prag

L. STAACKMANN VERLAG IN LEIPZIG

dieses als bald Achtzigjähriger schuf, nur leise neidvoll zu solcher Kraft und so bewährtem Leben Glück wünschen kann.

Die Aufführung im Staatstheater unter Herrn Fehlings Leitung war von großartiger Intensität der inneren Gespanntheit. Die Worte der Tiefe wuchsen mit Barlachscher Wucht und Größe auf, die leuchten Augenblicke, in denen das Grauen Klang und das Leid des Lebens Musik wird, schwebten wie helle Wolken über dem Dunkel des menschlichen Jammers. Zwei Frauen standen im Mittelpunkt, Elektra und Iphigenie, Frau Koppenhoefer und Frau Körner, unvergeßbar beide in der gegensätzlichen Größe ihrer Leistungen. Herrlich die Echtheit der Klage und des Leidens in dem Jammer Elektras, Töne des Lebens von einer trauervollen Schönheit, wie man sie

lange nicht vernahm; großartig daneben die erstarrte Wucht des vom Leben getragenen Theaters, das Frau Körner brachte. Ihre Iphigenie, fremdartig archaisch, zurückgekehrt schon aus der Welt des Todes, lebte aus dem unentrinnbaren Zauber der gebrochenen, geborkenen, von letzten Erfahrungen zerstörten Stimme dieser Frau mit einer unheimlichen Kraft, die vor allem neben der natürlichen Wucht der durchfühlten Rufe der Frau Koppenhoefer doppelt starke Eindringlichkeit und Wirkungskraft bekamen. Die metallene Härte Herrn Minettis, der den Orest spielte, hatte es fast schwer, daneben die Einsamkeit der männlichen Welt des Leidens von der Schuld zu halten, so sehr ihn Herr Kayßler als Oberpriester mit der feierlichen Größe seines Sprechens auch stützte.

Literarische Rundschau

Stilwende

Richard Hamann, der Marburger Kunsthistoriker, hat einmal vom „Jugendstil“ gesagt, er sei wie ein Missionar gewesen und von denen erschlagen worden, die die Früchte seiner Mission geerntet haben. Wie sehr dies zutrifft, erfahren wir nun aus einem Buch von Friedrich Ahlers-Hestermann, dem wir bereits eine höchst eindringliche und glänzende Darstellung über einen zu Unrecht fast unbekannt gebliebenen Hamburger Maler („Thomas Herbst. Ein Malerleben von 1848 bis 1925.“ Hamburg, Johann Trautmann) verdanken. „Stilwende“ ist das neue Buch betitelt (Berlin, Gebr. Mann), und es schildert mit einer geradezu erregenden Gegenwärtigkeit und einer auf das Wesentliche jenes künstlerischen Umbruchs gerichteten Genauigkeit, die ihrerseits in Linie und Farbe dieses Buch als das Werk eines künstlerischen Ingenieurs ausweisen, den „Aufbruch der Jugend um 1900“. Wie viele Namen wären zu nennen, da vom „Jugendstil“, welches Wort zu seiner Zeit Hohn und Spott über die Neutöner ausgießen sollte, zu sprechen ist, „dem Stil einer Jugend und der Jugend eines Stils“,

wie ihn Ahlers-Hestermann einmal auf eine Art und Weise formuliert, die ebenso die Liebe zum dargestellten Gegenstand wie die Prägnanz verrät, mit der dieses heute ebenso notwendige wie aufschlußreiche Buch geschrieben ist, das die Kenntnis der Einzelheiten wie die Durchleuchtung des größeren geistigen Zusammenhangs allenthalben aufs erfreulichste offenkundig macht. Wir nehmen die heutige Architektur, die Landesplanung, Druckbild und Gebrauchsgraphik, Buchausstattung und Innenarchitektur als selbstverständlich hin. Namen wie „Deutsche Werkstätten“ oder „Münchener Werkstätten für Kunst im Handwerk“ (und nicht ihre Namen nur, sondern Stil und Anlage, Form und Werkstoff ihrer Möbel, Gläser, Teppiche, Wafen, Gardinen wie sämtlicher kleinster Details der Innenausstattung) sind uns geläufig und umschließen ein heute durchweg diskussionslos angenommenes und allgemein verpflichtendes Programm. Was aber geschehen mußte, welche Kämpfe hin und her gingen, welche höchste Freiheit und Lebendigkeit der künstlerischen Auseinandersetzung das Gespräch zwischen den Fronten anfeuerte, daran die Maler ebenso teilnahmen wie die junge Dichtung

In Berlin

das neue Heft der

„Deutschen Rundschau“

ndig vorrätig bei folgenden Buchhandlungen:

Amelang'sche Buch- und Kunsthandlung,
Kantstr. 164

Buchhandlung Karl Buchholz,
Leipziger Straße 119/20

S. Calvary & Co., Friedrichstr. 194/199

Gutenberg-Buchhandlg., Tauentzienstr. 20

Herder'sche Buchhandlung,
W 8, Französische Straße 34

Hermann Schaaf, Zeitungs- und Zeit-
schriftenvertrieb, Berlin-Charlotten-
burg, Joachimsthalerstr. 6

Stuhr'sche Buchhandlung,
Kurfürstendamm 212

Der noch nicht auf die „Deutsche Rundschau“
abonnirt ist, lasse sich Musterexemplare vorlegen.

Cürtaform

zu reinigenden und kühlenden
Umschlägen bei kleinen Ver-
letzungen, Schwellungen, Ent-
zündungen, Prellungen, Insek-
tenstichen usw.

zum Gurgeln bei Heiserkeit
und Erkältung

zum Mundspülen bei leicht
blutendem Zahnfleisch

Verlangen Sie den Original-Beutel
zu RM-.25. Sie können sich mühe-
los auch mit gewöhnlichem Lei-
tungswasser eine geruchlose, klar
haltbare Lösung nach Art der essig-
sauren Tonerde bereiten.



Cürta & Co. G. m. b. H., Berlin-Britz

Efasit

TINKTUR



**Hühneraugen,
Hornhaut,
Schwielen!**

Weg damit! Zur Beseitigung ist die hoch-
wirksame Efasit-Hühneraugen-Tinktur
richtig. Preis 75 Pfg.

Für müde und überan-
strenzte Füße Efasit-Fuß-
bad, Efasit-Creme und
Efasit-Puder.



Apotheken, Drogerien u. Fachgeschäften erhältl.

Seit 25 Jahren

logal

TABLETTEN

hervorragend bewährt bei

**Rheuma-Gicht
Neuralgien
Erkältungs-
Krankheiten**



und die Architekten, die Zeichner ebenso wie ein paar Außenseiter, die als Verleger dem Lebendigen Raum gaben — dies in einer wie gesagt geradezu erregenden Darstellung hier in diesem Buch zu finden, macht es uns wertvoll: einmal, weil in der allzu schnell vergehenden Zeit es uns nützt, ans Vergangene erinnert zu werden, damit wir wissen, auf welchem Boden, der uns geschenkt wurde und den wir uns nicht selbst schufen, wir unser künstlerisch bestes Gut heute ausbauen; und zum andern, damit wir uns vergegenwärtigen, aus wieviel durchstandenen und immer wieder neu furchtlos und frei durchkämpften Auseinandersetzungen im Gesamtbereich unseres künstlerischen Lebens die Überwindung des Historismus, die Begegnung mit den echten Werten der Vergangenheit und — auch durch alle Übertreibungen hindurch — die Kristallisation der neuen werthaltigen Formen erst möglich wurden. Kann dieser Hinweis leider auch nur im Umriss die Bedeutung dieses Buches andeuten, das jeder mit Gewinn lesen wird, der wissen will, wie er selbst in seiner Zeit und in welchem geistigen und künstlerischen Zusammenhang wiederum diese steht, so soll doch wenigstens abschließend zum Lob des bei aller Knappheit so umfassend deutenden wie mit lebendigstem „malerischen Strich“ darstellenden Bandes, der auch in seiner Ausstattung schon das Thema „Jugendstil“ vollendet eindrucksvoll vergegenwärtigt, nicht vergessen sein, daß man Zeile um Zeile verspürt, wie es geschrieben wurde von einem Manne, der von sich sagen kann: „Ich habe es gesehen! Ich bin dabeigewesen!“

Johannes Maaßen.

Krieg und Politik

Eine Reihe seiner Vorträge vereinigte Leo Jast unter dem Titel „Um die Westgrenze des Alten Reiches“ (Köln, Stausen-Verlag. RM 4,—). Es geht hier um das Ringen um die Niederlande und Lothringen, und der Band bringt aus der Geschichte wichtigste Tatsachen, deren Wissen für alle Deutschen eine Notwendigkeit bedeutet. — Kurt Naude liefert einen Beitrag zum Problem Politik und Kriegsführung mit seiner Schrift „Der Kampf um den uneingeschränkten U-Boot-Krieg 1914 bis 1917“ (Hamburg, Hanseatische Verlags-

anstalt. RM 4,80). Das Buch zeigt auf Grund der Dokumente den tragischen Konflikt zwischen den politischen und militärischen Kräften, der sich im ersten Weltkrieg an der Frage des rücksichtslosen Einsatzes der Unterseeboote entzündete. — „Die Großraum-Idee“ behandelt Erich Obst in der Vergangenheit und als tragenden politischen Gedanken unserer Zeit (Breslau, W. G. Korn. RM 1,—), erschienen in „Vorträge der Friedrich-Wilhelm-Universität in Breslau im Kriegswinter 1940/41“. — Zu den vielen Arbeiten, die in der letzten Zeit mit dem Begriff und der Aufgabe des Reiches ringen, ist eine neue von Walther Gehl erschienen: „Die Sendung des Reiches“ (Breslau, F. Hirt. RM 2,—). Die Schrift beleuchtet das Entstehen, die Entwicklung und die Aufgabe des Reiches als Träger und Schirmer des Abendlandes. — Der Wirtschaftspolitiker der Deutschen Allgemeinen Zeitung Josef Windschuh berichtet in seinem Buche „Der Partner“ über seine Wirtschaftseindrücke auf einer Italienreise (Berlin, Deutscher Verlag. RM 1,80). Er tut das in seiner gescheiten und klaren Art und gelangt zu einer optimistischen Beurteilung von Italiens Wirtschaftsdynamik. — Der Major Fritz von Forell berichtet in einem frischen und echt soldatischen Buche, zu dem besonders die Jugend greifen wird, von den erfolgreichsten deutschen Fliegern: „Mölders und seine Männer“ (Graz, Steirische Verlagsanstalt. 79 Abbildgn. RM 4,80). Er schildert die Jugend von Mölders, der in der katholischen Jugendbewegung stand und schon früh keinen anderen Wunsch kannte, als Soldat zu werden, seine erste fliegerische Ausbildung, seinen Anteil an den Kämpfen in Spanien und seinen schnellen, fast sagenhaften Aufstieg im Kriege und wird der echt männlichen und soldatischen Haltung dieser unserer Flieger gerecht.

Kleine Gaben

In den kleinen Bänden des Verlages Koehler & Amelang, Leipzig, auf die wir wegen ihrer noblen Haltung verschiedentlich mit Nachdruck hinwiesen, verdienen wiederum drei Bücher besondere Beachtung. Da hat Friedrich Meinecke sein be-

Neuerscheinungen

KURT HILDEBRANDT

Goethe

Seine Weltweisheit im Gesamtwerk

550 Seiten. Gebunden RM 15,—

en bis heute verborgenen Schatz Goethe-
ler Weltweisheit hat Prof. Kurt Hilde-
brandt, der durch seine Werke über Pla-
n, Hölderlin, Richard Wagner und
ietzsche auch weiteren Kreisen bekannte
ieler Kulturphilosoph, in diesem bedeu-
nden Buch, der Frucht jahrelanger Ar-
it, gehoben und damit erst eigentlich
unserem Volk erschlossen.

GEORG SCHWARZ

Ernst Schweninger

Bismarcks Leibarzt

bensbeschreibung eines großen Mannes
6 Seiten, 10 Bildtafeln. Geb. RM 4,80
unter Benutzung des Familienarchivs und
der anderen zuverlässigen Quellen ist es
Georg Schwarz gelungen, uns den voll-
ständigen Lebensweg Ernst Schweningers
fesselnder Art darzustellen, dessen
Name engstens verbunden ist mit der Er-
haltung der Gesundheit und der Schaf-
fenskraft des Altreichskanzlers.

WILHELM ZIEGLER

Broßdeutschlands Kampf

in Rückblick auf das Kriegsjahr 1939/40
Politik und Kriegführung. Mit zahl-
reichen Abbildungen und Kartenskizzen.

272 Seiten. Halbleinen RM 4,80

raft seiner sachlichen Darstellung wird
es Buch zum Hohenlied des deutschen
Soldaten. Beherrschend steht der Führer
und Feldherr als Lenker des historischen
Geschehens, der von Anfang an das Ge-
setz des Handelns bestimmt und diesem
Krieg das höchste Ziel setzt: die Neu-
ordnung und endgültige Befriedung des
europäischen Raumes.

PHILIPP RECLAM JUN.
LEIPZIG

Der Roman als Zeitbild

Unverkennbar bevorzugt der Roman der
Gegenwart als bestimmendes Motto die
Zeit. Selbst da, wo der Mensch noch durch-
aus als Held des Geschehens erscheint,
ist er in Wahrheit Zeuge seiner Zeit, dazu
bestimmt, das jeweils gemeinte Bild einer
Epoche zu erhellen. Oft richtet sich dabei
der Blick auf die Jahre vor dem Welt-
kriege — wie der Film, so entdeckt auch
das Buch hier ein Gebiet, das sich, aus
endlich gewonnenem Abstand, jetzt in sei-
ner Weite und Breite überschaubar dar-
bietet. So gestaltet *Adda von Koenigsseg*
in ihrem neuen Roman*) das Leben ost-
preußischer Landjunker vor dem Welt-
kriege, und es ist bezeichnend, wie hier
der Reichtum an Bildern und Szenen und
die Fülle lebendig und farbig geschilderter
Tage und Festtage das eigentliche Problem
dieses Romans umranken. Dem Bücher-
freund sei empfohlen, den Namen des
Buches und den der Autorin vorzumerken

*) *Adda von Koenigsseg* „Die große Pflicht“.
Roman. 364 Seiten. Halbleinen 4.80 Mark.
Deutscher Verlag Berlin.

Soldaten-Heime

Die Heimat dankt unseren sieg-
reichen Truppen durch Schaffung
von Soldatenheimen.

Spenden mit der Bezeichnung „Soldatenheime“
an die Bank der Deutschen Arbeit, Postspark-
konto 3898 Berlin.



rühmtes Werk „Zeitalter der deutschen Erhebung“ (1795–1815) in einer nahezu unveränderten Form veröffentlicht, weil er sich einmal nicht in der Lage fühlt, eine Neubearbeitung auf Grund neuerer Forschungsergebnisse vorzunehmen und zum andern mit Recht betont, daß die erste Gestalt einer solchen aus langen Studien und in einer bestimmten geistigen Situation erwachsenen Arbeit immer ihr Eigenrecht behält (NM 2,80). — „Von großen Meistern der Musik“ (NM 3,50) erzählt der Band von Arnold Schering, in dem sechs Aufsätze vereinigt sind: Über den Begriff des Monumentalen in der Musik; Die Welt Händels; Die Sendung Glucks; Künstler, Kenner und Liebhaber der Musik im Zeitalter Haydns und Goethes; Über Franz Liszts Persönlichkeit und Kunst; Johannes Brahms und seine Stellung in der Musikgeschichte des 19. Jahrhunderts. Es ist sehr erfreulich, diese feinen Arbeiten nun gesammelt zu besitzen. — Im Juliheft 1939 der „Deutschen Rundschau“ konnten wir einen Aufsatz „Goethes Park“ von Paul Ortwin Rave veröffentlichen. Jetzt begegnen wir ihm wieder in einer Sammlung von Aufsätzen des Verfassers unter dem Titel „Gärten der Goethezeit“, in dem außer diesem Aufsatz die Arbeiten über Wörlitz, Das Seifersdorfer Tal, Ein Märkisches Gartenbüchlein, Tegel bei Berlin, Schinkels Traum von einem Königsitz auf der Akropolis zu Athen, Muskau und Branitz, die Patenschöpfung des Für-

sten Pückler enthalten sind. (Viele Abbg. NM 3,—) Diese Ergebnisse seiner Studien bieten in ihrer Zusammenfassung so etwas wie eine Geschichte des deutschen Lebens in Kunst und Natur, im Brennpunkt der Park- und Gartenkunde zusammengefaßt. Eine höchst erfreuliche Gabe. — Zu Mozarts 150. Todestage ist eine gute Auswahl aus seinen vielen, so unmittelbar sein Wesen wiedergebenden und lebendigen Briefen erschienen mit 6 zeitgenössischen farbigen Bildern „Mozart schreibt Briefe“ (Wien, W. Fried. NM 1,80). Die Auswahl besorgte Roland Zenschart.

Jugendchriften

„Die kleinen Tierbücher“ nennt sich eine Jugendreihe, die wiederum einen besonders reizvollen Beitrag bringt: „Muschik“ von Bertel Hagemann (Baden-Baden, H. Stuffer. 4 farbige Bilder. 34 Zeichnungen. NM 2,80). Schon die Bilder und Zeichnungen der Verfasserin zeigen ihre echte Tierliebe, und sie fügen sich dieser Lebensschilderung eines Schimmels sehr hübsch ein, der in Rußland geboren, aus dem Frieden bei seinem bäuerlichen Herrn in den Weltkrieg gerissen, nach dessen Beendigung als Karussellpferd, bei Zigeunern und im Zirkus in Polen dienen mußte, um endlich bei seiner neuen Herrin, der Malerin eben, die dieses Büchlein schrieb, eine wirkliche Heimat zu finden, dargestellt mit echtem Gefühl und mit viel Liebe.

Rudolf Pechel.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Dr. Fritz Dehn, Berlin-Britz — Hildegard Ahem, Berlin — Dr. Otto Niemer, Magdeburg — Wolfgang Kluge, Berlin — Dorothea Zaeger, Oberstdorf — Dr. Johannes Maassen, Lenggries

Hauptchriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grünwald, Fernruf: Berlin 891267 • Verlag: Deutsche Rundschau Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Leipzig • Gesamtauslieferung: Lübe & Co., Leipzig C 1, An der Miltzinsel 2 • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspresse (Einzelheft 1,— NM, Jahresabonnement 12,— NM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme von Palästina) um 25%.

Reclam-Druck Leipzig • Anzeigen-Verwaltung: Leipzig C 1, Inselstr. 22/24, Fernspr. 72171 App. 34 Verantwortlicher Anzeigenleiter: Fritz Maass, Leipzig. Zur Zeit Anzeigen-Preisliste Nr. 7 gültig.

Unsere

Neuerscheinungen 1941

Kampf um die Erzbahn

Als Seeoffizier vor Narvik von Oberleutnant zur See Hermann Laugs, dem Verfasser des Zerstörerliedes. 240 S., zahlreiche Abb., gebunden 3,80 RM.

Auf U-Bootjagd gegen England

Der Kampf unserer U-Bootjäger im heutigen Krieg von Ritterkreuzträger Kapitänleutnant Kaden. 208 Seiten, zahlreiche Abb., gebunden 3,80 RM.

Die gestohlene Insel

Roman einer deutschen Kolonie. Abenteuer und Erlebnisse eines jungen Deutschen auf Samoa von Erich H. Düsternieck. 272 S., viele Abb., geb. 3,80 RM.

Deutsches Herz in USA

Ein junger Deutscher erlebt Weltkriegsamerika 1914/18 von Max Neuner. Mit 312 Seiten, gebunden 3,80 RM.

Des Deutschen Volkes Heldenkampf

Eine volkstümlich geschriebene Gesamtdarstellung des Weltkrieges von General Kaden. 284 S., geb. 2,85 RM.

SA-Männer im feldgrauen Rock

Taten und Erlebnisse von SA-Männern in den Kriegsjahren 1939/40 von SA-Obersturmführer Rudolf von Elmayer-Vestenbrugg. 292 Seiten, geb. 2,85 RM.

Die Kriegsmarine

erobert Norwegens Fjorde

Erlebnisberichte von Mitkämpfern. Im Auftr. d. Oberk. der Kriegsmarine hrsg. v. Freg.-Kapt. Georg v. Hase. 240. Tsd. 436 S., 5 Kart., 34 Abb., geb. 4,80 RM.

Seeckt

Aus seinem Leben 1918/36

Von General v. Rabenau. 43. Tausend, 752 Seiten, 25 Abbildungen, 3 Karten und 2 Faksimiles, gebunden 13,50 RM.

Nur zu beziehen durch den Buchhandel



v. HASE & KOEHLER
Verlag Leipzig / Berlin

Manuskriptangebote jederzeit willkommen

Neue Bücher

aus dem Verlag

Albert Langen / Georg Müller
München



RUDOLF STÜRZER

Seht's Leutn, so war's

Wiener Geschichten. 217 Seiten. Pp. RM. 3,50

FRANZ TUMLER

Anruf

Gedichte. 86 Seiten. In Leinen RM. 2,80

ERWIN WITTSTOCK

Der Hochzeitschmuck

Erzählung. 140 Seiten. In Leinen RM. 3,20

IN NEUEN AUSGABEN:

FRIEDRICH GRIESE

Die Hagenburg

Erzählung. Mit 31 Holzschnitten von Joh. Lebel. 216 Seiten. In Leinen RM. 5,—

MORITZ JAHN

Unkepfung

Ein deutsches Gesicht. Gedichte. 97 Seiten. In Leinen RM. 2,—

WILHELM SCHÄFER

Windelmanns Ende

Novelle. 116 Seiten. Biegsam Pp. RM. 2,40

EMIL STRAUSS

Kreuzungen

Roman. 270 Seiten. In Leinen RM. 5,—

Hochzeit

Schauspiel. 120 S. Geh. RM. 1,50, Pp. RM. 2,—

Don Pedro

Tragödie. 96 S. Geh. RM. 1,50, Pp. RM. 2,—

Neue Bändchen der Kleinen Bücherei

(Jedes Bändchen Pp. 80 Pf.)

von: Siegf. Berger / H. S. Ehrler / J. S. Fehrs
Theodor Fontane / Franz Grillparzer / Robert
Hohlbaum / Fritz Knöller / Curt Langenbeck
Detlev v. Ellencron / R. B. v. Mechow / Dr.
Dwiglaff / Leopold v. Rante / Wilh. Schäfer
Friedr. v. Schiller / M. L. Schroeder / Gerh.
Schumann / Jna Seibel / Wilh. Seibel / Hans
Thoma / Niel. Menhart

Demnächst erscheint:

THEODOR BOHNER

Afrika

Erdteil europäischer Verheißung

232 Seiten. Mit einer Karte und 43 Bildern
Steif geh. RM 7,80, geb. RM 9,50

Eine Fülle von Stoff wird hier in Bohners spannender und unterhaltender Form ausbreitet. Die dem Erdteil von der Natur mitgegebenen Bedingungen und Gaben, seine Kräfte, die Arbeit der Einheimischen und der eingewanderten Völker an ihm, die auf es verwandte Leistung Europas werden unter geschichtlichen, politischen, wissenschaftlichen, kulturellen und wirtschaftlichen Gesichtspunkten fesselnd dargestellt.

Mit den Augen des Italieners

Vom alten zum neuen Italien

Mit 28 Bildern a. d. weniger bekannten Italien
2. Auflage, 224 Seiten
RM 4,80, gebunden RM 5,80

Ein stoffreiches, kurzweiliges Buch, das das Land aus seiner Eigengesetzlichkeit heraus betrachtet. *Frauenkultur*, Dezember 1940

In diesem Buch hat Bohner die neue Form einer Landes-Monographie geprägt.

Deutsches Pfarrerbblatt 1940/28

Alle guten Geister haben bei diesem Buch Pate gestanden, und jeder sollte es lesen, der glaubt, Italien zu kennen.

Frankef. Generalanz., 14.6.1940, Ernst Kayser

CARLO SCARFOGLIO

England und das Sestland

Die klassische

Formulierung des Kontinentalgedankens

Volksausgabe. 228 Seiten. RM 2,85

Spannend und geistvoll: scharf im politischen Urteil, gradlinig in der Verfechtung seiner Grundthese, unerbittlich in der Logik der Tatsachen, großzügig und überraschend souverän in der Schau der Geschichtsereignisse.
Dr. Erich Schmidt, Nat.-polit. Erziehungs-Anstalt Schulpforta, 28. 5. 40

Was Scarfoglio im Jahre 1936 niederschrieb, klingt geradezu prophetisch.

Militär-Wochenblatt 1940/41

FELIX MEINER VERLAG IN LEIPZIG

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

UNSERE NEUERSCHEINUNGEN

AUGUST WINNIG

Das Buch Wanderschaft

Mit Zeichnungen und Kapitel-Vignetten vom
Friedrich Schred. 386 Seiten. Halbleinen
RM. 5.80.

*

JOSEF MAGNUS WEHNER

Erste Liebe

Der Roman einer Jugend. 320 Seiten.
Halbleinen RM. 5.80.

*

HANS FUCHS

Eine Insel im La Plata

Erlebnisse der Besatzung von „Graf Spee“
1940. 151 Seiten. Kartonband RM. 2.80.

*

ALFRED FABRE-LUCE

Französisches Tagebuch

August 1939 – Juni 1940. Die Ursachen des
Zusammenbruchs. 320 Seiten. Kartonband
RM. 4.80.

*

CARL HINRICHS

Friedrich Wilhelm I.

König in Preußen. Eine Biographie. Band 1.
Jugend und Aufstieg. Mit zahlreichen Bildern.
672 Seiten. Kartonierte RM. 12.50, Halbleinen RM. 13.50.

*

FRIEDR. V. COCHENHAUSEN

Soldatliche Führer und Erzieher

Mit 10 Bildtafeln und zahlreichen Kartenskizzen. 170 Seiten. Halbleinen RM. 5.80.

*

Die Hanseaten-Bücherei

12 neue Bände. Jeder Band (etwa 96 S.)
gebunden RM. 1.—.

*

Verlangen

Sie unseren ausführlichen Prospekt

HANSEATISCHE
VERLAGSANSTALT
HAMBURG